

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 26.

Freitag, den 1. April

1814.

Theologie.

Predigten im Jahre 1812 von Dr. Franz Volkmar Reinhard gehalten, nach dessen Tode herausgegeben, und mit einer kurzen Nachricht von den letzten Lebenstagen des Vollendeten begleitet, von Dr. Johann Georg August Hacker, königl. sächsischem ersten evangelischen Hofprediger. Fünf und dreißigster und letzter Band. Sulzbach in des Kommerzienraths J. E. Seidl Kunst- und Buchhandlung 1813.

Eine Nachlese von des unvergeßlichen Reinhard's Predigten ziehet schon an sich selbst jeden Freund der deutschen Literatur unwillkürlich fort. Aber die gegenwärtige veranlasst noch überdiess in jedem aufmerksamen Leser eine ganz eigenthümliche Rührung. Die Vorträge dieses 35ten, und letzten Bandes sind ein merkwürdiger Beweis des brennenden Eifers, mit welchem Reinhard alle Kraft daran setzte, bis zum letzten Augenblick thätig zu seyn. Denn diese mit reicher Geistesfülle durchgeführten Reden, sind sämmtlich unter peinlichen Schmerzen, und hartnäckigen körperlichen Leiden ausgearbeitet und vorgetragen worden. Hätte Reinhard auch nichts mehr als diese kleine Sammlung seiner letzten Reden zurückgelassen, und wären sie mit den Nachrichten, mit welchen der Herausgeber sie begleitet, uns zugekommen, so reichte es hin, die Welt zu bedauern, der ein solcher Greis, und das Vaterland, dem eine solche Stütze, und die Verlassenen, welchen ein solcher Freund immer zu frühe entrissen ward. So viel wir jetzt mit Reinhard's Leben überhaupt, und insbesondere mit den letzten Umständen desselben bekannt wurden, hat der Vollendete in den ersten Monaten des 1812er Jahres, an der Unvermeidlichkeit seines Todes nicht mehr gezweifelt; um so tiefer fühlt man sich von der Predigt am Sonn-

Viertes Heft.

tage *Esto mihi ergriffen*, wo der Verfasser bey der Anleitung zu christlichen, nach dem Muster Jesu eingerichteten Todesbetrachtungen, nur seine eigenen Empfindungen ausgesprochen haben mag. Zwar schien, selbst in der letzten Periode seines Lebens der Genesung erheiternde Hoffnung, die seine Freunde, welche sich mit dem Gedanken an seinen Verlust nicht aussöhnen konnten, zu erwecken suchten, bey ihm zuweilen Eingang zu finden, allein sie verschwand schnell wieder, und ward nie recht lebendig. Mit Ergebung sah Reinhard seinem Tode entgegen. Wie hätt' er auch anders thun können, da der Glaube, den er verkündigte, und das, was er lehrte, seine volle, auf redlichem Prüfen beruhende, lebendige Überzeugung war? (S. VII und VIII.) — Was er in seiner Himmelfahrtspredigt im Jahre 1801 so herzerhebend ausgesprochen hatte, wo er von der wohlthätigen Wirkung der Christen auf diese Erde nach ihrem Abschied von derselben handelt, das mag ihm billig zurückgegeben, und fröhlich zugerufen werden: „Du bist es, edler Freund der Wahrheit und des Guten, der in Allen wirkt, die durch dich erleuchtet und gebessert worden sind; scheide unbekümmert, wann Gott dich ruft, deinen Einfluß hemmt der Tod nicht; von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich das Licht fort, das du angezündet hast, und verstärkt sich in neuen Strahlen; und den Sinn, den du geweckt, die Tugend, die du gepflegt, die Religiosität, die du befördert, die ächte Frömmigkeit, die du verbreitet hast, sind reiche, nie versiegende Quellen unaussprechlicher Segnungen, und werden sich von Geschlecht zu Geschlecht ergießen, wenn man deinen Namen nicht mehr kennt.“

Fünf Vorträge in der gegenwärtigen Sammlung sind von Reinhard zwar ausgearbeitet, aber eingetretener Unfälle wegen nicht wirklich gehalten. Auch diese tragen das Gepräge eines seltenen Grades von Vollendung, und sind des Mannes werth, dessen Geist sich unter dem, alles in seinen Grund-

festen erschütternden, Wechsel der Zeit, immer mächtiger erhob, ja alles, was sich ihm näherte, mit fortrifs.

Was dieser letzten Sammlung von Reinhard's Predigten einen ganz eigenthümlichen Werth gibt, sind die zuverlässigen, völlig ungeschmückten Nachrichten, mit welchen Hr. Dr. Hacker, unter der Aufschrift: „Reinhard in seinen letzten Le- benstagen“ — sie begleitet. Diese Nachrichten enthalten die Leiden und Äußerungen des Verbliebenen in seinen letzten Lebensstunden, und Bemerkungen über den Sinn und Geist, in welchem sie, von dem ehrwürdigen Dulder verlegt, und vollendet wurden. Der Herausgeber war einer von Reinhard's frühesten Schülern, hat einige Jahre seinen ganz besondern Unterricht genossen, war sein vieljähriger nächster Amtsgenosse, und sein vertrauter Freund. Alles, was er in diesen merkwürdigen Nachrichten sagt, zeuget von seiner reinen Achtung für die Wahrheit, und seiner ungeheuchelten Verehrung für den abgeschiedenen Freund. Höchst gemüthvoll, und in jedem Worte bedeutungsreich ist seine an Reinhard's Grabe gesprochene Rede, welche gleich darauf ganz besonders abgedruckt, in der gegenwärtigen Sammlung, nur auf das ausdrückliche Verlangen des Verlegers wieder erscheint.

Serbische Literatur.

Новине Србске изъ царствующаго града
Віенне, (d. i. Serbische Neuigkeiten (Zeitung)
aus der kaisernden Stadt Wien). Seit August
1813, täglich ein halber Bogen in 4.

Über den großen Nutzen der Zeitungen ist man allgemein einverstanden. Nach Schlözer haben wir es den Zeitungen zu verdanken, daß wir Europäer Europäer geworden sind; und wenn die Engländer in ihren Niederlassungen in Nordamerika vor allem einen Fahrweg bahnen, und eine Druckerpresse aufstellen, um eine Zeitung zu haben, so scheint es *Volney'n*, daß sie durch diese doppelte Operation den Zweck jedes guten gesellschaftlichen Systems entwickeln und erreichen, indem die *Gesellschaft* nichts anders sey, als die leichte und freye Mittheilung der *Personen*, der *Sachen* und der *Gedanken*, und die ganze Kunst der *Regierung* sich darauf beschränke, die gewalt-samen Reibungen zu verhindern, die sie zerstören könnten. — Darum aber sind die Zeitungen ein so großes Cultur-Mittel, weil sie am allge-

meinsten gelesen werden. Den nächsten Platz, jedoch in weitem Abstände, nehmen, aus eben dem Grunde, die Kalender ein.

Unter den Zeitungen selbst findet zwar, nach ihrem innern Werthe und zweckmässiger Abfassung, eine ungeheure Abstufung statt; doch bleibt selbst der schlechtesten wenigst das Verdienst, Gedanken in dem größten Umkreise anzuregen.

Um auf unsere „Serbische Zeitung“ aus der kaisernden Stadt Wien“ zu kommen, so müssen wir vor allem bemerken, daß um die goger Jahre bereits eine solche hier unter dem Hofagenten und privilegierten Buchdrucker *Novakovitsch*, bestand, die über 4000 Abnehmer zählte, aber, Ref. weiß nicht warum, bald wieder einging. Um so mehr Dank verdienen die patriotischen Unternehmer, Hr. *Demeter Davidovitsch* und *Demeter Fruschitsch*, daß sie sich durch das Schicksal ihres Vorgängers nicht abschrecken ließen. Wir wünschen ihrem verdienstvollen Unternehmen ein langes, immer wachsendes Gedeihen. Nicht unbekannt mit den in der Natur der Sache gegründeten Schwierigkeiten, in einer Sprache, deren herrliche Anlage wohl für die Sphäre ihrer Sprecher bereits überaus gebildet, deren Sprecher selbst aber theils kaum über die Sphäre der *häuslichen* Gesellschaft hinaus, am Eingange der *bürgerlichen* stehen, theils wohl weiter vorgerückt sind, aber unter ausländischen Regierungen; nicht unbekannt also mit den Schwierigkeiten, in einer von dieser Seite noch nicht bearbeiteten Sprache von politischen Sachen zu schreiben, wünscht Rec. den Herrn Redactoren Glück zu den bisherigen Fortschritten, die er seit dem Beginn der Zeitung mit theilnehmender Aufmerksamkeit verfolgt hat. Er glaubt sich dadurch aber auch berechtigt, den Herrn Redactoren noch folgende, aus Blättern dieses Jahrganges erwachsene Bemerkungen und Wünsche zur Beherzigung vorzulegen.

1) Zeitungen, als Protokolle des Neuesten, sind sonst, und das mit Recht, selbst nach der neuesten Mode. So heißt es z. B. noch immer in den französischen Grammatiken, daß, ungeachtet *Voltaire* das *oi*, so oft es wie *ai* lautet, auch *ai* geschrieben, doch die französische Akademie, und mit ihr alle treuehorsamen Franzosen, das *oi* beybehalten. Keine französische Zeitung aber, selbst der *Moniteur* nicht, läßt sich dadurch abschrecken, der Verbesserung zu folgen; in jeder liest man *avait* für *avoit*. Wenn man dieß in der französischen Orthographie thut, die so voll Schwierigkeiten, Willkürlichkeiten und Inconsequenzen, und wo also mit *einer* derselben weniger, eben nicht viel geholfen ist; um wie viel mehr muß man bedauern, daß die Red. der serbischen Zeitung, um

nichts von dem **Ѡ** zu sagen, dessen *Laut* in keinem süddonauischen Dialekt mehr vorkommt, folglich auch das *Zeichen* nicht mehr vorkommen *sollte*, nicht einmal die, seit dem „Eiferer für seine Nation“ *Tehelja*, selbst von dem classischen *Muschitzki*, der doch das **Ѡ** nach dem Altslavischen noch immer fortgebraucht, beobachtete *Weglassung* des nur Raum fressenden (der serbische Druck ist aber an sich schon raumfressend genug, beynahe wie 3:2 gegen den deutschen!) und Druckschändenden ganz müssigen dicken **Ѡ** befolgt haben.

Überhaupt möchte Rec. den Hrn. Red. ein recht aufmerksames Durchlesen und *Durchraisonniren* von Sawa Merkajlo's kleiner, kaum 18 Seiten starker, aber gehaltvoller Schrift: *Fett des dicken Jerr*, oder *ABC-sichtung* (Salo debeloga Jera, libo Azbukoprotres, Ofen 1810) empfehlen. Es kann gegen Merkajlo's *Gründe* nur *vorgewendet*, aber nicht einmal *logisch eingewendet* werden, dafs man durch seine einfachere und consequentere Orthographie mit der für immer fixirten der, der lebenden Serbischen Sprache so nahen, Altslavischen in Collision komme, wenn nun z. B. bey Merkajlo als *biti* sich darstellt, was in Kirehenbüchern *byti* ist, u. s. w. Man kann darauf kurz antworten: kommen die Russen nicht in Collision, wenn sie *odin*, *olen* u. m. a. für *jeden*, *jelen* schreiben, weil sie so *sprechen*, (und ihr selbst mit *edan*, *dan*, *se*, für *eden*, *den*, *sja* eben so wenig); so lafst doch endlich (da man nicht zugleich zweyen Herren dienen kann) jeder Sprache, der alten wie der neuen, ihr *gebührendes volles* Recht wiederfahren, und schreibt die *alte*, als eine todte, nach dem für sie, als sie noch lebte, festgesetzten Systeme, die *neue* aber, als eine *lebende*, nach Merkajlo's und der Vernunft begründeter Forderung, wie ihr sie *spricht*. Höchstens könnte man noch wünschen, dafs Merkajlo den *Ton* und besonders die *gedehnten* *Vocale* auch vor sein Gericht gezogen, und die nur holländisch-deutsche, aber ganz unslavische Mode, in solchem Falle den *Vocal* zu verdoppeln, z. B. *вооз* für *вѠз* oder auch nur *вѠз*, gerüget hätte. Durch *Tonzeichen* wird dieses viel *einfacher* bewirkt, die man jedoch, ausser der Grammatik und dem Lexico, nur bey *fremden* Wörtern, zur Erleichterung des Lesers gebrauchen sollte. So wird die göttliche, in den Händen der Abendländer so sehr entstellte *Schreibekunst*, deren ursprüngliche Einfachheit auch bey uns sich zu trüben angefangen, in ihrer natürlichen Schöne wieder erscheinen!

2) In Rücksicht der fremden Eigennamen sind die Slaven, besonders die vom cyrillischen Alpha-

bet, besser daran, als z. B. die Abendländer, die, da sie alle die *nämlichen* lateinischen Buchstaben wiewohl nach den *verschiedensten* Aussprachen, gebrauchen, nicht nur die *Eigennamen*, sondern meist auch überhaupt alle von einem dieser Völker zum andern überwandernden *Wörter* im vollen Nationalcostüme darstellen, und die *wahre* Lesung der Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit ihrer Leser überlassen; *Moreau*, *Augereu*, *Aberdeen*, *Castlereagh*, *Castannos* u. s. w. Sogar polnische Namen, wie *Zamosc*, das die meisten wie *Zamosk lesen*, einige sogar *schreiben*, da es doch wie *Samoschz'* lautet; und es war angenehm zu sehen, wie dagegen *Russische* Namen, weil man sie nicht im lateinischen Costüme empfing, ganz gut, sowohl in französischen als in deutschen Zeitungen nach dem *Gehöre* geschrieben wurden, z. B. *Moshaisk*, und französisch *Mojaïsk*, *Tscher-nitschew* (den man, wenn man ihn aus Polen empfangen hätte, als *Czernyczew* überliefern würde) u. s. w. Der Serbe, wie der Russe, kann und soll alle fremden Eigennamen nach ihrem *wirklichen* Laute mit *seinem* Alphabete schreiben. (Thut diels doch sogar der Pole und Böhme, ungeachtet er lateinische Buchstaben gebraucht!). Auch haben diels die Red. grösstentheils beobachtet, und man lieset mit Vergnügen *Моро*, *Ожеро*, *Сп. ЕньанѠ*, *киѠ* u. a.; aber überall durchgeführt ist dieser Grundsatz doch nicht; man liest noch *АбердеенѠ*, und sogar *АберденѠ* statt *ЕбрдинѠ*, *БрокманѠ* statt *БрокманѠ*, und sogar *МаршалѠ*, statt *МаршалѠ* u. s. w. u. s. w. Wenn den Herrn Red. auch zu einiger Entschuldigung dient, dafs bisher noch keine serbische Grammatik gedruckt ist (da man die der lateinischen Serben nicht so ganz brauchen kann oder will), so darf man ihnen doch zumuthen, dafs sie *sich selbst* getreu bleiben, und wenn sie auf einer Seite richtig *КилѠ*, nicht *КіелѠ*, *ВалиѠ* (Walliserland) nicht *ВаллиѠ* geschrieben, auf der andern z. B. nicht *МупперштадѠ*, statt *МупперштаѠ* oder höchstens nach der oberdeutschen Aussprache *МуперштаѠ*, schreiben sollen? „Man sehe diels für keine Kleinigkeiten an, rufen wir ihnen mit Schlözer zu; es gibt auch eine *orthographische* Wahrheit, die auf weit festern Grundsätzen beruht, als so manche andere!“ Beynahe sollte man denken, die schöne Einfachheit der serbischen Orthographie scheine einigen zu gemein und zu leicht, und sie möchten sie mit den Inconsequenzen der deutschen und anderer abendländischen beladen und erschweren? — Daher empfehlen wir den Herrn Red. noch einmal Mer-

kajlo's Absichtung. Sollten sie auch nicht den Muth haben, seine durchaus gegründeten Vorschläge ganz anzunehmen (wiewohl ein fliegendes Blatt, wie die Zeitung, mehr als irgend eine andere Schrift geeignet ist, Neues einzuführen; und da diefs *Neue* zugleich das *Natürlichere* und endlich das *Rechte* ist, darf man hoffen, das es gleich anfangs den *meisten*, und am Ende wohl *allen* Lesern gefallen würde), so dürfen wir vorerst wenigstens erwarten, das sie das Ъ und das Ѣ gar nicht mehr gebrauchen; ersteres nicht, weil es überhaupt kein Buchstabe ist, und die *Nichtmonyllirung* besser und kürzer aus der *Abwesenheit* des Monyllirungszeichens Ъ, erhellt; das Ѣ nicht, weil es keinem Laute der serbischen Mundart entspricht. (Wenn der Cyrillianer das Ъ schon ziemlich allgemein für das fünfte Rad am Wagen ansieht, so muß der Serbe das Ѣ für den „neunten (Ochsen) am Pfluge“ ansehen). Mögen sie dagegen, wenn sie den Schlendrian nicht auf einmal in Verzweiflung setzen wollen, das Ѣ vor andern Vocalen *statt des и* noch fortgebrauchen; dieses *orthographische Unrecht* ist vor der Hand erträglich, wiewohl dadurch unsere zweysylbigen *Majors* als *Maiors* dreysylbig werden, und selbst serbische Wörter wie *joscht*, zu *joscht*, (durch Merkajlo's Vorschlag, dem Ѣ den Dienst des deutschen j anzuvertrauen, wird das vermieden). Indem wir aber aus mitleidiger Schwäche für den Schlendrian, das Ѣ vor andern Vocalen vor der Hand noch zu dulden vorschlagen, setzen wir wohlbedacht hinzu: *statt des и*, aber keineswegs *statt des Ѣ*, und werden es nicht billigen können, wenn noch ferner z. B. *долній* *statt долній* geschrieben wird.

3) Soviel über die *Orthographie*. Was nun aber den *serbischen Ausdruck* selbst betrifft, so muß Rec. ebenfalls freymüthig bemerken, das es dem Hrn. Red. noch immer an festen Grundsätzen hierüber zu fehlen scheint. Eine Zeitung ist doch schon an sich besonders geeignet zum popularen Vortrag. Statt dessen aber scheinen die Herren Red. oft *wörtlich* aus deutschen Blättern zu übersetzen; wodurch ihr Ausdruck, wenn auch kein einzelnes deutsches Wort darin vorkommt, doch in der Wendung des Ganzen unerbisch klingt, z. B. *№ 31 Вѣспникъ южно-пиролски* *содержава* *statt у вѣспнику - спои*; oder *приключенія омѣ Швайцерске* *statt изъ Шв.*; oder *Генералъ Н. поспавіо се* *statt намѣстіо*, u. s. w. Aber auch einzelne unerbische Wörter vermeiden sie nicht sorgfältig genug, z. B. *капіе* oder das altslavische *двери* *statt врата*, *шпюнѣ* *statt увода* (ухо-

да), das russische *думати* *statt мысли*, so wie das russ. aus dem echtern *господарѣ* *verdorbene* *государѣ* *statt царѣ* u. s. w.; und wenn sie welche aus dem Altslavischen oder den übrigen lebenden slavischen Dialekten entlehnen, so nehmen sie sich nicht einmal die Mühe, sie eher zu *serbisiren* (wie z. B. Lessing das niederdeutsche *Sniksnak* eher in *Schnickschnack* umgekleidet hat, und es erst in dieser dem Hochdeutschen zusagenden Form in die Büchersprache einfuhrte); ja, nicht nur die fremde (altslavische) Form lassen sie solchen entlehnten Wörtern, sondern decliniren sie sogar altslavisch, *statt serbisch*, wie sie doch zu schreiben vorgeben. Die altslavischen Formen *гражданомѣ* *statt градыанима*, *бродомѣ* *statt брдима*, *часовѣ* *statt часа*, *благоспомяніе* *народне* *statt народнѣ*, *пужипеле* *statt пужипелье*, *ипи* *statt ипѣи*, *между* *statt медѣу* u. s. w. u. s. w. stehen hier wie Kälber unter Schafen; *ѣю* für *ѣду* oder *ѣе*, *нинимѣ* für *ниюним* oder *ниним*, *болѣсть* für *болестѣ*, *найвѣши* für *найвѣи*, *помоѣю* für *помоѣу* u. s. w. sind weder altslavisch noch serbisch. Der Vorwand, das noch keine *serbische Grammatik* existire, und man also noch keine festen Regeln des Schreibens habe, kann diese unverzeihliche Nichtachtung der schönen Sprache keineswegs entschuldigen; denn wäre auch eine solche Grammatik nicht, schwarz auf weiß, *gedruckt*, (wie sie's aber doch wirklich *ist*, und das mehr als einmal, im Cassius, Micalia, Della Bella, Relkovich, Lanossovich und Voltiggi, freylich mit *lateinischen* Lettern, die sich aber ja leicht in cyrillische übersetzen lassen), so existirt sie doch im Munde aller lebenden Serbier, und folglich auch der Herren Redactoren? — Ist es doch, als sey hier die *altslavische*, wie dort die *altgriechische* Sprache, die man als Kirchensprachen fortgebraucht, und in der man hier wie dort, buchstabiren und lesen lehrt (statt es in der Muttersprache zu thun), *dadurch* zu der unverschuldeten Sünde bestimmt, *statt die lebende Volkssprache* aus ihrem Schatze zu bereichern, aus sich und der lebenden Volkssprache eine *dritte* Sprache zu erzeugen, die man *sloveno-serbisch* nennt, die aber eigentlich ein Ungeheuer ist, das der Neugriechen Korai sehr treffend als *Makaronismus* *) in seiner ganzen lächer-

*) Im sechzehnten Jahrhundert schrieb Hieronymus Folengo aus Mantua, unter dem Namen *Merlinus Coccejus*, Verse in einer aus der lateinischen und italiäni-

lichen Armseligkeit dargestellt, und dort so gut, wie für immer, aufser Credit gesetzt hat. Die Serben erwarten noch ihren Herkules-Korai, der diesen Augias-Stall säubere, und der alten, *totden* Kirchensprache, wie der neuen *lebenden* Volkssprache ihre gegenseitigen Rechte sichere! Er wird nicht ausbleiben, dieser Herkules - Korai! Aber sollten auch die Herrn Red. keinen Beruf fühlen, es selbst zu werden, so sollten sie doch auf die *Ehre*, seine Vorläufer zu seyn, nicht so leichtsinnig Verzicht gethan haben! — Rec. ist weit entfernt, durch alles Obengesagte der altslavischen Frachtsprache, zu deren enthusiastischen Verehrern vielmehr er sich freudig bekennt, im geringsten zu nahe treten zu wollen: nur den Makaronismus hafst er, zu dem man sie mit der neuen unnatürlich gegattet. Auch ist die Besorgniß eitel, als ob durch den Gebrauch der *lebenden* Sprache auch in Büchern, die *Kenntniß* der alten leiden müßte. Hat denn in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, England, die Kenntniß des Lateins und des Griechischen gelitten, seitdem man statt des elenden *scholastischen* Lateins (mit dem sich der noch elendere Makaronismus doch nur von weitem vergleichen läßt), überall die Volkssprache auch in die Bücher eingeführt hat? Dringt Korai und seine Jünger, weil sie die *Rechte* der lebenden griechischen Sprache vertheidigen, darum weniger auf die Erlernung des Altgriechischen? Nein! der serbische *Priester* soll und wird Berufs halber ferner Altslawisch lernen, wie man anderswo Latein lernt. Auch der serbische *Gelehrte*, er mag sonst *Priester* seyn oder nicht, wird es nebst den 6—10 lebenden slavischen Dialekten studieren, als eine reiche Fundgrube zur *Ergründung*, und sogar zur

schen komisch gemengten Sprache, absichtlich und zum Scherz, und nannte sie seine Macaronica. Ein Beyspiel:

En duos agnos, modo parturitos,

Vix guido mecum, pecoris speranzam etc.

Oder:

Est numquid talis vestris usanza paësis?

Nonne meam possum, sicut volo, spendere robbam?

Castronus meus est, modo quem mea tasca pagavit

Deque meis rebus facio quod voia comandat u. s. w.

Wie Folengo zum Scherz sprach, so glauben einige Neugriechen und Serbier im Ernst reden zu können!

Zwar unterscheidet sich Folengo's absichtlicher Makaronismus von dem für gelehrte Büchersprache sich ausgebenden der Neugriechen und Serben dadurch, daß er alles nach einer Grammatik, der lateinischen, fleckt, sie aber — ?

Bereicherung seiner Muttersprache, wie der Deutsche seinen Ulfilas, Otfried, die Minnesänger, oder die noch lebenden Volksdialekte und die verwandten Mundarten Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Isländisch und Englisch studiert; er wird es sogar bis zum Schreiben und Sprechen *lernen*, wie die Abendländer Latein, und die Neugriechen Altgriechisch lernen, weil es gut ist, auch dieß zu *können*, und weil es noch immer einzelne Fälle gibt und geben wird, daß man auch dieß *können muß*. Aber, so wie der occidentalische *Priester* und *Gelehrte*, *neben* und *mit* seinen künftigen Mitbürgern aller Stände, *vorerst* seine Muttersprache grammatisch lernt, und erst dann, wenn er hier die *allgemeine* Bürgerbildung erhalten hat, in die *besondere* seines höhern Berufs übertritt, so, und nicht anders muß es noch bey den übrigen Europäern, die sich zur griechischen Kirche bekennen, *werden*. So wie der griechische Korai vor allem auf Abschaffung des gemißbrauchten Psalters, als unverständlichen Namenbüchleins, und als nächster Veranlassung des Makaronismus, und dafür auf neue ABC- und Namenbüchlein, in *neugriechischer* Sprache, dringt, so wird der künftige serbische Korai vor allem auf diese *Grundreform* des Kinderunterrichts dringen. (Er wird es viel leichter haben, als der griechische, weil der serbische Knabe, wenn er in 2—3 Tagen die 26 Schriftzeichen des serbischen Alphabets (nach Merkajlo) sich gemerkt hat, damit mit einem Mal für immer seine ohnedieß sehr deutlich gesprochene Sprache wird orthographisch schreiben können; während der Grieche wohl noch Gott weiß wie lange mit dem Widerspruch seiner *alten* Schreibung und *neuen* Aussprache zu ringen haben wird.) Nur dadurch, daß die alte und die neue Sprache streng geschieden, und erstere als *gelehrte* *totde* Sprache behandelt, letztere aber nicht ausschließend dem Pöbel überlassen, sondern als gemeinschaftliche Muttersprache, und *lebendes*, für alle möglichen Fälle ausreichendes Mittheilungswerkzeug von Allen, Gelehrten und Ungelehrten, gebraucht und gepflegt wird, nur dadurch ist der Schade des Makaronismus wieder gut zu machen.

4) Was endlich den *Inhalt* und *Gegenstand* unserer Serbischen Zeitung betrifft, so soll sie zu Folge der Ankündigung, „die neuesten Weltbegebenheiten, Handlungsnachrichten, Nachrichten von neuen Büchern, von merkwürdigen Männern, und andere Gegenstände, nach dem Muster der besten Blätter der Art bey andern Nationen, alles in unserer reinen, dem Serben verständlichen Sprache,“ enthalten. Doch ist bisher das Blatt beynah ausschließend mit wörtlichen Übersetzungen der detaillirten Kriegsberichte aus deutschen Blättern

angefüllt, und fast möchte Rec. den Verdacht nicht ungerecht finden, daß die Herrn Red. das Versprechen von Handlungsnachrichten, Nachrichten von neuen Büchern, von merkwürdigen Männern und anderen Gegenständen nach dem Muster der *besten Blätter der Art* bey andern Nationen (sehr viel gesagt!), eben so vergessen haben möchten, wie das „unserer reinen Sprache,“ die, wie man aus den wenigen Proben sich hat überzeugen können, noch so vieles zu wünschen übrig läßt. Selbst die Kriegsberichte sind zu bequem nur übersetzt, statt daß sie für serbische Leser, deren grössere Zahl man sich ungelehrt, ohne Landkarten etc. denken muß, in *Begriff* und Sprache *popularisirt* wären. (Genau übersetzen möchte Rec. nur die eigentlichen Staatsacten, Reden, Proclamationen u. dgl.). Immerhin wird es aber, selbst bey der glücklichsten Popularisirung, mißlich seyn, Zeitungen ohne Landkarten zu lesen. Deshwegen wünscht Rec., daß sich bald eine hinreichende Anzahl von Pränumeranten auf einen kleinen serbischen Atlas, wie er auf diesen Fall in der Ankündigung des heurigen Jahrgangs dieser Zeitung vorgeschlagen wird, finden möge. Und — er zweifelt keineswegs, daß die zahlreiche, edle und lehrbegierige serbische Nation die Erwartung noch übertreffen werde, wenn erst die Herrn Red. ihrerseits, in Rücksicht der *Sprache* sowohl, als der *Gegenstände* sich ihrem vorgesteckten Ziel mehr werden genähert haben. Der Zirkel: wir werden mehr thun, wenn das Publikum mehr thut, und umgekehrt, kann nur von ihrer Seite zuerst gelöst werden. Als Muster, wie man das Volk, indem man sich zu demselben hinabläßt, zugleich zu sich heraufheben kann und muß, können wir ihnen vor allen den unübertrefflichen *Hebel* empfehlen. Noch näher liegt ihnen, als Muster eines populären Unterhaltungs- und Zeitungsblatts zugleich, der in Wien erscheinende, sich täglich vervollkommnende „Wanderer.“ — Zum Schlusse erlaubt sich Rec. noch die Bemerkung, daß der Beysatz: *Срѣцке* im Titel der Zeitung besser wegbliebe; seys daß man das *Novine* in der Bedeutung einer *Zeitung*, oder in der eigentlichen der *Neuigkeiten* nimmt. Im erstern Falle ist er *unnöthig*, im zweyten sogar *unpassend*.

Übrigens wiederholt Rec. seine theilnehmende Freude an dem glücklichen Fortgange dieser serbischen Zeitung. Auch wo er tadeln mußte, that er es nur in der Absicht, die Herrn Red., an deren Geschicklichkeit er sonst nicht zweifelt, in Rücksicht auf die Büchersprache von Vorurtheilen, die unter allen Europäern nur bey *Neugriechen* und *Serben* noch obwalten; und die die Herrn Red. mit den *meisten* andern serbischen Schriftstellern

gemein haben, zu bekehren, und dadurch von ihrem nützlichen und wichtigen Blatte die Flecken, die ihm noch ankleben, abwischen zu helfen!

Schöne Wissenschaften.

The Bride of Abydos. A turkish tale, by Lord Byron. London, printed by T. Davison, Whitefriars, for John Murray, Albemarlestreet. 1813.

Die Braut von Abydos eine türkische Erzählung, in unregelmässigen Strophen, oder vielmehr Absätzen, ist ein Seitenstück zu der Erzählung *the Giaour*, vom selben Verfasser, welche in Nro. 8 der Allg. Lit. Zeit. angezeigt worden. Dieses romantische Gedicht (zu lang um eine Ballade zu heissen) besteht aus zwey Gesängen, der erste von 14, der zweyte von 28 Absätzen, deren kürzester 8, und deren längster 88 Zeilen zählt. Alles zusammen 1200 Verse. *Giassir* (Dschafer), hat seine Tochter *Suleicha* einem mächtigen Türken aus der Familie *Caraosman* zur Ehe bestimmt. *Selim*, der bisher mit ihr als Bruder erzogen worden, an dem sie aber mit mehr als Schwesterliebe hängt, empfängt von ihr das Geständniß ihrer Liebe, das sie einem Stiefbruder zu machen glaubt, und empfängt von ihm, mit dem Versprechen der Entführung, das eines weiteren Aufschlusses seiner eigenen Schicksale. Mit der Erzählung derselben beginnt der zweyte Gesang in einer Grotte am Meere, wo *Suleicha* Waffen, Schwerter und ihren Geliebten in dem Aufzuge eines Galionsdchi oder türkischen Seesoldaten erblickt. Er erzählt ihr, daß er der Sohn *Abdallahs*, des Bruders *Dschafers* sey, der, von *Dschafers* tödtlich gehaßt, von ihm in dem Feldzuge wider *Paswanoghli*, mit Gift aus dem Wege geräumt worden sey. Ihn, damals ein Kind, habe der Blutdurst des Oheims gespart, und im Harem als sein eigenes aufgezogen. Nur der alte *Negersklave Harun* wußte um das Geheimniß seiner Geburt, durch den eres selbsterfuhr. Die Eifersucht und eine geheime Furcht seines Oheims hielt den thatendurstigen *Selim* immer im Harem zurück, und während der Oheim seinen Neffen mit ungerechten Vorwürfen von Feigheit und Weichlichkeit öffentlich überhäufte, benahm er ihm jede Gelegenheit, sich mit den Waffen in der Hand auszuzeichnen. *Selim* ergriff dieselbe heimlich in der Abwesenheit seines Oheims bey dem Feldzuge an der Donau, und stellte sich an die Spitze von Seeräubern, welche die Küsten unsicher machten. Als Hauptmann von Seeräubern erblickt nun *Suleicha* den bisher für einen Stiefbruder gehaltenen Vet-

ter, und beståtigt von Neuem mit grausem Ahnen die Verkettung ihres Schicksals an das seinige. Überfallen von Dschafer, welcher die entflozene Tochter aufsucht, schießt Selim eine Pistole los, um der zaudernden Mannschaft seines Bootes das Signal zu geben, ihm zu Hilfe zu eilen, und beschleunigt eben hierdurch seinen Untergang, indem er seinen Verfolgern die Grotte, worin er sich mit Suleicha versteckt hielt, desto sicherer verråth. Er fällt von dem Schusse seines Oheims, der auch seinen Vater mit Gift mordete, getroffen in dem Augenblicke, wo er von dem Strande ins Boot flüchtet, und Suleicha war schon vordem aus Angst und Entsetzen plötzlich verschieden. „In dem Cypressenhain von Abydos, da ist ein „Plätzchen, das immer blühet und grünt, wo eine „einzelne Rose, blafs wie von der Hand der Ver- „zweiflung gepflanzt, und so schwach, dafs der „leichteste Hauch dieselbe entblåttern zu sollen „scheint, allen Stürmen widersteht, und wenn „auch von unfreundlichen Händen gepflückt, den- „noch am nächsten Morgen wieder blühet und blu- „met. Die ganze Nacht hindurch singt dieser Rose „(*Gül*) ein ungesehener Vogel, Klagen des Schmer- „zens, schmelzend wie das Lied der Nachtigall „(*Bülbül*), aber trauriger noch, weil alle, so dem- „selben zuhören, das Plätzchen nicht verlassen

Know ye the land where the cypress and myrtle
Are emblems of deeds that are done in their clime,
Where the rage of the vulture — the love of the turtle —
Now melt into sorrow — now madden to crime? —
Know ye the land of the cedar and vine?
Where the flowers ever blossom, the beams ever shine,
Where the light wings of Zephyr, oppressed with perfume,
Wax faint o'er the gardens of *Gül* in her bloom;
Where the citron and olive are fairest of fruit,
And the voice of the nightingale never is mute;
Where the tints of the earth, and the hues of the sky,
In colour though varied, in beauty may vie,
And the purple of Ocean is deepest in die;
Where the virgins are soft, as the roses they twine,
And all, save the spirit of man, is divine —
'Tis the clime of the east — 'tis the land of the sun —
Can he smile on such deeds as his children have done?
Oh! wild as the accents of lovers farewell
Are the hearts which they bear, and the tales which they tell.

Der Orientalismus, der sich hier gleich beym Eingange durch das *Gül* statt *Rose* ankündigt, ist bis ans Ende, wo *Bülbül* erscheint, in allem, was türkische Sitte und Lebensgewohnheit betrifft, treu durchgeführt, und bewåhrt durchaus die örtliche Ansicht des Verfs., deren Farben sich nie durchs

„können, sondern dort schmachten und stöhnen, „als ob sie unglücklich geliebt hätten. Aber so „süfs sind die Thränen, die sie vergiefsen, so schre- „ckenlos ihr Gram, dafs sie nur ungen den Zau- „ber der Schwermuth dem anbrechenden Morgen „weichen sehn, und gerne länger noch weinen und „wachen möchten; so mild und wohl wirds einem „beym Gesang; aber mit der Morgenröthe erstirbt „diese Zaubermelodie, und manche glauben in die- „sen gebrochenen Tönen den Namen Suleicha's zu „vernehmen. — An die Stelle, wo Selim fiel, tru- „gen die Wogen des Hellespontos einen Marmor- „stein hin, auf dem um Mitternacht ein luftiger „Turban schwebt. Er heifst das *Hauptkissen des* „*Seerüberphantoms*. Wo die trauernde Blume zu- „erst blühte, dort blüht sie noch, einzeln und „thauicht, eisrein und blafs, wie die Wange wei- „nender Schönheit bey der Sage des Kammers.“

Diefs ist der Erzählung ungemein schönes Ende, das unwillkürlich an Bürgers *da ist ein Plätzchen*, erinnert, aber in dem das Mondlicht des Rabensteins in den Mondenschimmer eines orientalischen Cypressenhaines verklärt ist.

Nicht minder schön als das Ende der Erzählung ist auch der Anfang derselben, der unserem *Kennst du das Land*, nachgeahmt zu seyn scheint. Als Probe möge derselbe hier stehen:

Kennst du das Land, wo Cypress' und der Myrthen Lauben
Bilder der That sind, so dem Striche des Himmels entstammt,
Wo das Wüthen des Geyers, die Liebe der Turteltauben
Bald in Kummer zerschmelzt, bald zu Verbrechen entflammt?
Kennst du das Land der Cedern und Reben?
Wo die Blumen ståtts blühen, und die Lichter ståtts leben,
Wo die Schwinge des Ostwinds von Düften erdrücket,
Die Gärten von *Gül* all' in Blüthen entzucket,
Wo Citron' und Olive die Haine verschönet,
Wo die Stimme der Nachtigall immer ertönet;
Wo die Tinten der Erd' und der himmlischen Bogen
Verschieden an Färbung gleich schön sind gezogen,
Und Purpur am dunkelsten färbet des Oceans Wogen;
Wo die Jungfrauen sanft wie Rosen von ihnen gewunden,
Wo Alles göttlich, ausser dem Geiste des Manns, wird gefunden;
Dieses ist Morgenland; diefs ist die Heimath der Sonne;
Kann sie ihrer Söhne Thaten belächeln mit Wonne?
O! wild wie die Töne bey der Liebenden Scheiden
Sind die Herzen und Sagen, an denen Hörer sich weiden.

Hörensagen so lebendig nachahmen lassen, wie durchs Selbstsehen; wenn auch hie und da der Mangel an orientalischer Sprachkenntniß eine kleine Unrichtigkeit veranlafst, so schadet diese doch dem poetischen Ganzen nicht im Geringsten, und läfst sich auch leicht verbessern. Lord Byron ist

hierin fast in gleichem Falle mit Chateaubriand, der auch eine Reise ins Morgenland unternommen, um die orientalischen Farben seinen Werken mit desto größerer Treue und Wahrheit aufzutragen.

Nur eines glauben wir bemerken zu müssen, dieß nämlich, daß diese Gemälde wiewohl getreu mit orientalischen Farben aufgetragen, dennoch nicht im eigentlichen Geiste des Orients gezeichnet und gehalten sind, der in keinem Abendländer, sondern nur in den Nationalgedichten des Morgenlandes lebt, zu deren gründlichem Verständniß auch die Kenntniß der Sprachen des Morgenlandes unerläßlich ist. Wenn man den Verf. der *Schirin* getadelt hat, daß er dem reinen Urgeiste des Orients zu viel von europäischer Form zugesetzt, so könnte man vielleicht umgekehrt bey L. Byron finden, daß er den reinen Geist brittischer Dichtung in zu vielen türkischen Stoff kleidet. Das *Gul* und *Bulbul* statt Rose und Nachtigall dürfte zwar den englischen Leser der Braut von Abydos weit weniger befremden als den deutschen der *Schirin*, bloß wegen des häufigeren Verkehrs zwischen England und Indien, als zwischen Persien und Deutschland, (wiewohl die Sprachen gleich nahe verwandt) aber dafür wird er sich an anderen fremden Wörtern, die eben so viele Noten erfordern, desto mehr stossen. An manchen Stellen scheint sogar der Text nur um der Noten willen da zu stehen, wie etwa bey *Werners Weihe der Unkraft*, nur daß sie mehr erklären und unterhalten als ein bloßes Ausrufungszeichen! — *The music breathing from her face*, hätte in einem deutschen, und vielleicht auch in einem englischen Gedichte keiner Note bedurft, wenn es dem Verf. nicht darum zu thun gewesen wäre, der Frau von Stael, als der ersten weiblichen Schriftstellerinn, ihrer Zeit, und vielleicht aller Zeiten, eine artige Verbeugung zu machen.

Note 15 heißt der Verf. Ollahs, was die Spanier Leilies nennen, nämlich den mohamedanischen Gebetausruf: *Lailah illa-llah*, es ist kein Gott ausser Gott, (nicht Alla il allah). Er sagt, der Ausruf laute Ollah, was aber nichts anders als Allah ist. Daß der *Comboloio* (Note 27) einen türkischen Rosenkranz bedeute, muß Rec. geradehin läugnen. Ein türkischer Rosenkranz heißt *Tesbih*, und *Comboloio* bedeutet weder einen Rosenkranz noch etwas anderes im Türkischen. Dem edlen Lord

muß hier entweder sein Gedächtniß, oder einer seiner Dolmetscher einen schlimmen Streich gespielt haben. Sehr wahr ist, was die Note 16 über die Gemälde türkischer Gesellschaftszimmer sagt, wo immer eine Aussicht von Constantinopel angemalt ist, *wherein the principal feature is a noble contempt of perspective*. Note 26 betrifft die nun auch unter europäischen Damen so sehr zur Lieblingsmode gewordenen Amulette (von dem arabischen Hamail) oder Talismane, worauf Verse des Korans gegraben sind, deren mächtigster der Vers des Thrones (es ist der 256. der II. Sura des Korans); in Note 23 das homerische Epithet des Hellespontos *ἄπειρος*. Während an Ort und Stelle gestritten ward, ob dieses der *breite* oder *unbegrenzte* Hellespont heiße, schwamm Lord B. über denselben, und meint, das könne noch einmal geschehen, ehe der Streit entschieden würde. Homer habe dasselbe Maß für diesen Ort gehabt, wie eine Kokette für die Zeit; bey ihm bedeute *unbegrenzt* eine halbe Meile, und wenn eine Kokette von einer ewigen Neigung spricht, bedeute es höchstens drey Wochen. Note 33 führt eine geschichtliche Anekdote an, welche dem Verf. den Stoff zu seinem Gedichte gab. Dschaferpascha ward wirklich von Alipascha aus Janina durch eine Schale Kaffee vergiftet. Note 39 *Jannat al Aden* (Dschenetoladen) ist nicht das Paradies der Moslimin, sondern das von Alaad dem alten arabischen Weltbeherrscher in Arabien dem Himmel zum Trotz angelegte irdische *Eden*. Note 41 das Geschrey der türkischen Weiber *Wul-wulleh* lies *Welwele* in einem Worte. Die letzte Note rechtfertigt die Idee, daß der Klagevogel den Namen Suleicha's ausspreche, durch brittische Geistersagen. Diese Idee ist um so glücklicher hier angebracht, als nach der Meinung der alten Araber die Seelen der Abgestorbenen in der Gestalt von Vögeln, um die Gräber flattern. — Überhaupt steht dieses Gedicht sowohl durch einzelne Schönheiten der Farben und des malerischen Ausdrucks der Sprache, als durch einen minder abgerissenen Ideengang und gleichere Haltung über dem *Giaour*, und beyde durch lokale Treue des Colorits weit über allen sogenannten orientalischen Gedichten, (wie z. B. Collin's oriental eglogues,) welche die englische Literatur bisher aufzuweisen hatte.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 27.

Dienstag, den 5. April

1814.

Specielle Therapie.

- I. *Dr. Andreas Röschlaub*, königl. bayerischer Hofrath, der med. Klinik an der Universität zu Landshut ord. Professor etc. etc. an *Dr. Adalb. Friederich Marcus*, Vorstand des königl. bayerischen Medicinalcomité zu Bamberg, Director und öffentl. Lehrer der dasigen Schule für Landärzte etc. *über den Typhus*. Landshut, bey *Philipp Krüll*, Universitätsbuchhändler. 1814. X und 167 S. in kl. 8.
- II. *Dr. N. Friedreich*, Professor an der Julius-Universität zu Würzburg *über den Typhus und die entzündungswidrige Methode dagegen*. Würzburg, bey *Joseph Stahel*. 1814. 28 S. 8.

Es darf wohl als eine, allen unsern ärztlichen, und gewifs auch vielen nichtärztlichen Lesern, bekannte Sache nicht umständlicher wiederholt werden, dafs Hr. Director und Professor *Marcus* zu Bamberg den Typhus nicht für eine besondere Fieberart, sondern für Hirnentzündung erklärt, und alle bisher von älteren und neueren Ärzten gegen den Typhus befolgten Heilmethoden und angewandten Heilmittel als schädlich verworfen, dafür aber die entzündungswidrige Methode als die einzig Heil bringende, und vorzüglich Blutausleerungen nachdrücklichst empfohlen habe. Nach dem Aufrufe, welchen Hr. D. *Marcus* in politischen Zeitungen „an das ärztliche und nichtärztliche Publikum in und aufser Deutschland“ in dieser Angelegenheit erlief, konnte man manchen Einwendungen, Gegenerklärungen und Widerlegungen zuversichtlich entgegen sehen. Es sind deren einige bereits erfolgt. Dazu gehören als die neuesten beyde vorliegende Schriften, welche dem Umfange, der Bearbeitung und der Darstellung nach zwar höchst verschieden, doch den Zweck mitsammen gemein haben, die Gründe der Mar-

Viertes Heft,

cus'schen Behauptung näher zu beleuchten, und diese Behauptung selbst zum Theile zu beschränken, zum Theile ganz zu widerlegen. Insofern ist bey einer das Menschenwohl so nahe angehenden Sache die Absicht beyder Herren Verfasser gleich lobenswerth, jedoch die Arbeit des Herrn Prof. *Friedreich* weit verdienstlicher, als jene des Hrn. Prof. *Röschlaub*, wie die Leser aus der Inhaltsanzeige beyder Schriften sogleich ersehen werden.

Nro. I ist in der Form eines Sendschreibens abgefaßt, bey welchem es dem Verf. wohl, wie es scheint, mehr um Erleichterung seines lange beschwerten Herzens, und um Unterhaltung, als um gründliche Belehrung, die jedoch auch hie und da gegeben wird, zu thun war. Dieses Sendschreiben ist im Ganzen genommen, launig, ironisch, in manchen Stellen sarkastisch, aber zu gedehnt, und darum an vielen Orten matt und leer. Herr *Röschlaub* entschleyert in demselben die Beweggründe, aus welchen Hr. *Marcus* seine oben erwähnte Behauptung auch für das nichtärztliche Publikum in öffentlichen politischen Blättern verkündigt habe; gibt die Quellen, d. i. die Wahrnehmungen an, aus welchen jene Behauptung entstanden, und auf welche sie gestützt ist; beleuchtet in dieser Hinsicht, besonders den *Marcus*'schen Bericht über die Leichenöffnung *Ritter's*, und die darauf gebaute Beweisführung, dafs die Krankheit, an der *Ritter* starb, Hirnentzündung war, dafs mit dieser Leichenöffnung das Factum, jeden Typhus contagiosum liege Hirnentzündung zum Grunde, für jede Nachfolge begründet sey, und dafs, um dieses darzuthun, diese einzige Leichenöffnung in Verbindung mit den übrigen Umständen hinreiche; prüfet ferner die Blutentziehungen und das gesammte Heilverfahren, welches *M.* gegen den Typhus überhaupt anpreist, und laut seiner genauen Angabe bey *Ritter* anwendete; und weist endlich auf den Erfolg hin, den sein so gepriesenes Heilverfahren hatte. Während diese Gegenstände nach allen Richtungen scharf zergliedert werden, erhält *M.* für seine Person manche,

zum Theil seichte, zum Theil aber tief eindringende Stich- und Hiebwunden, nach deren Heilung, falls sie demselben auch gelingen sollte, doch unangenehm auffallende Narben zurückbleiben dürften. — Wir können uns ganz füglich der Mühe entheben, in die Bearbeitung des angezeigten Inhaltes einzugehen, da wir das Nöthige gesagt zu haben glauben, um den Werth der Schrift für den Arzt zu bezeichnen, und dem Freunde der Satyre einen kurzen Zeitvertreib anzuweisen. Um letzterem einen Vorgeschmack von der Röschlaub'schen Arbeit zu geben, stehe z. B. nur Folgendes hier. *M.* sagt in seiner Schrift über den ansteckenden Typhus S. 62 u. 63 unter andern: „Meine Ansichten über den Typhus, mein dagegen empfohlenes Heilverfahren sollen einst, wie ich hoffe, keine unrühmlichen Trophäen auf meinen Sarkophag seyn. Sie sollen auf eine unbefangene Nachwelt sich fortpflanzen.“ Diese charakteristische Äußerung begleitet *Röschlaub* S. 159 u. 160 mit der Erklärung an *Marcus*: „Wäre ich, wie ich ein bloßer Doctor und Professor der Medicin bin, einer der Großen der Erde, Sie sollten sehen, wie sehr auch bey Ihren Zeitgenossen Dank zu finden sey! Sogleich müßte, wie es einst *Mederern* geschah, Ihnen ein Adelsdiplom ausgestellt werden, Sie *Marcus von Typhuswehr* heißen, und das Schild ihrer Adelswappen ein Dutzend Lanzetten, und einige Dutzend Blutigel zieren!“ —

Nro. II ist eine kurze, ernste und gediegene Würdigung der *Marcus*'schen Behauptung von dem Wesen des ansteckenden Typhus, und der dagegen unbedingt empfohlenen entzündungswidrigen Methode. Diese gründliche Schrift des Hrn. Prof. *Friedreich* ist eine schätzbare Frucht mehrjähriger Beobachtungen, ein bescheidener und ungeschmückter Ausspruch wahrer Erfahrung, den jeder unbefangene Arzt, welcher den Typhus häufig zu beobachten und zu behandeln Gelegenheit gehabt hat, fast in seinem ganzen Umfange mit dem *Rec.* unterschreiben wird. Je größer und allgemeiner das Interesse ist, welches der, den Krieg schon seit mehreren Monaten wieder so zahlreich und hie und da so furchtbar begleitende Typhus, erwecken muß, desto mehr hält sich *Rec.* für verpflichtet, den Inhalt dieser Blätter in vollständiger Kürze mitzutheilen, und mit seinem Urtheile auch hie und da seine Beobachtungen anzuführen.

Die in der *Marcus*'schen Behauptung ausgesprochene Irrlehre wird in der vorliegenden Schrift zum Theil durch große Einschränkung berichtigt, zum Theil widerlegt. Der Hr. Verf. gibt zu, daß die Ähnlichkeit der Zufälle in manchem Typhus mit jenen der Phrenitis (§. 5), das vorzüglichere und heftigere Ergriffenwerden jugendlicher und

starker Individuen in manchen Typhusepidemien, und die größere Tödtlichkeit unter diesen Constitutionen (§. 6), die in manchen Fällen mit schneller und großer Erleichterung und Besserung eintretenden Blutungen aus der Nase, endlich die im Kopfe der am Typhus Verstorbenen öfters gefundenen großen Blutanhäufungen (§. 7) allerdings Thatsachen sind, welche für die Behauptung des Hrn. *Marcus* sprechen. Diese Thatsachen machten den Hrn. Verf. schon vor vielen Jahren in der Anwendung von Reitzmitteln im Typhus zurückhaltend, und bestimmten ihn, unter den eben angegebenen, und noch andern, später zu erwähnenden Umständen und Verhältnissen selbst allgemeine und örtliche Blutentleerungen, jedoch sehr beschränkt, vorzunehmen. Allein es würde (verderbliche) Einseitigkeit seyn, diese einzelnen Beobachtungen für alle Fälle im Allgemeinen gelten machen, und aus ihnen den Schluss ziehen zu wollen, der Typhus sey immer Entzündung, und es müsse unbedingt in allen Fällen diese Verfahrensart eingeschlagen werden. *Rec.*, um den Ideengang und die Angaben des Hrn. Verf. nicht zu unterbrechen, bemerkt nur vorläufig, daß in diesem Schlusse mehr als blosser Einseitigkeit liege, wie er nachher zeigen wird.

Die Beweise gegen die hier von dem Verfasser in Anspruch genommene *Allgemeingültigkeit* der *Marcus*'schen Behauptung nimmt derselbe nun von den Beobachtungen verschiedener Typhusepidemien, und verschiedener Verhältnisse kranker Individuen in der nämlichen Epidemie, und zum Theil auch von dem Befunde vorgenommener Leichenöffnungen her. In manchen Typhusepidemien und in manchen Typhuskranken (§. 9) bemerkte man von dem Anfange bis zum Ende der Krankheit nichts weniger als die Zeichen einer Blutcongestion zum Kopfe oder einer Entzündung in demselben, und das Übel dauerte 4—5 Wochen, auch wohl noch länger. — Andere Male (§. 10) erschienen gleich im Anfange des Typhus, oder späterhin die auffallendsten Zeichen der Entmischung: stinkender, laugenhafter Harn, gleich brandiger Decubitus, Meteorismus, Brand an den Extremitäten u. dgl. Bey den unter anderen Verhältnissen so wohlthätigen Blutungen sanken hier die Kräfte schnell, oft bis zum Tode. Man fand hier bey den Verstorbenen auch Blutanhäufungen und Lymphergießungen im Kopfe, aber auch in den Eingeweiden des Unterleibes, und in dem Zellengewebe zwischen den Muskeln. Waren, fragt der Verf., diese Fälle auch eine Phrenitis? Hätte Hr. D. *Marcus* hier wohl auch zur Ader gelassen? — Während einer im J. 1709 vorzüglich in dem Dorfe Etleben in Franken ausgebrochenen Typhusepidemie sah der Verf. (§. 11) eine nach vorausgegangenem

heftigen Delirium manchmal über 24 Tage fort-dauernde Betäubung, und obschon die Krankheit so fürchterlich aussah, so war doch die Tödtlichkeit so gering, dafs von 136 nur 5 starben. Es wurden weder Blutaussäuerungen noch kalte Fomentationen gemacht. Der Hr. Verfasser kann sich nicht denken, wie eine Hirnentzündung so lange anhalten, und die Tödtlichkeit so gering seyn kann. — In der jetzigen, so wie in andern Epidemien kamen dem Hrn. Verf. (§. 12) mehrere Typhuskranke vor, die aus ihren Delirien und Betäubung plötzlich wie aus einem Traume aufgewacht sind, ohne dafs bey diesen Kranken Aderlässe oder Blutigel angewandt worden, oder Blutungen aus der Nase vorausgegangen wären. Kann wohl, fragt Hr. Prof. Friedreich, eine Entzündung des Hirnes sich so plötzlich zertheilen? — Bey manchen Typhuskranke dauern die Kopffectionen anhaltend fort, bey andern machen sie grosse Nachlässe, so, dafs nur ein unbedeutendes Kopfweh übrig bleibt, und Delirium und Betäubung nur bey den Verschlimmerungen wieder eintreten, da doch Boerhaave in seinen Aphor. ein delirium perpetuum zu einer Phrenitis fodert. — In das Würzburger Juliusspital kamen (§. 13) mehrere Kranke mit Lungen- und Darmentzündungen. Diese wurden nach starken und wiederholten allgemeinen und örtlichen Blutentleerungen gehoben, nur traten die gewöhnlichen Krisen nicht ein; es entstanden alle Zufälle, die den gegenwärtigen Typhus charakterisiren, und es ging erst in der dritten oder vierten Woche nach oft wiederkehrenden häufigen Schweissen allmählig zur Genesung. Warum sind die Kopffectionen, und überhaupt die Zufälle des Typhus erst nach vorausgeschickten so starken Blutaussäuerungen entstanden? — Bey Personen, die sich ganz offenbar der Ansteckung ausgesetzt hatten, geschah (§. 44) nicht selten die erste Wirkung des Contagiums auf das Lebersystem, und äusserst häufige und sehr belästigende Gallensecretion war die Folge davon. Nach einem, vom Verf. gegebenen Brechmittel, worauf eine sehr grosse Menge Galle ausgebrochen wurde, minderte sich das heftige Kopfweh sehr, ja verschwand manchmal ganz; es erfolgten bald wohlthätige Schweisse und Genesung. Wäre das heftige Kopfweh der Anfang einer Hirnentzündung gewesen, wie hätte es sich nach dem Erbrechen mindern, oder verschwinden können? —

Da Hr. Marcus aus seinen Leichenöffnungen für seine Behauptung so viel hofft, so führt Hr. Prof. F. (§. 15—18) nun auch die seinigen an, wohl eingedenk des schon von Morgagni zur Beherzigung empfohlenen Ausspruches, dafs aus dem Leichenfunde nicht immer auf die Natur der Krankheit des Verstorbenen geschlossen werden könne.

Aus diesen Leichenöffnungen ergibt sich: a) dafs in dem *seltensten* Falle das Hirn und dessen Membranen so gefunden wurden, wie bey denjenigen, welche an einer, durch heftige Leidenschaften, oder durch die Wirkung der Sonnenstrahlen entstandenen wahren Phrenitis am dritten oder vierten Tage schon gestorben sind, und wie bey Kindern, welche den hydrocephalus acutus hatten; b) dafs öfter nur die Blutgefässe der Membranen von Blute strotzten, und nichts von einer sulzigen Lymphe auf dem Hirne, oder von Ergiefsungen in den Hirnhöhlen, wie in den Fällen a) zu sehen war, obgleich die Zufälle vor dem Tode der Form und dem Grade nach eben dieselben waren; c) dafs bey anderen am Typhus Verstorbenen, obschon während der Krankheit heftige Delirien und lange Betäubung zugegen gewesen waren, im Hirne und in seinen Membranen gar nichts gefunden ward, was den beyden vorigen Fällen nur gleich gesehen hätte.

„Aus allem diesem, sagt der Verf. §. 19, leuchtet hervor, dafs die Behauptung des Herrn Dr. Marcus, Typhus sey immer eine Phrenitis, noch lange nicht bewiesen sey; und ich kann nach meiner Überzeugung nichts mehr zugeben, als dafs nur in manchen Fällen bey dem Typhus eine Entzündung oder entzündungsartiger Zustand im Hirne seyn könne, welcher auch bey der Behandlung berücksichtigt werden müsse.“ Um nun bey der Behandlung sicher zu Werke zu gehen, machte der Verf. sich eine (schon von Anderen angedeutete, und vom Recn. bereits in seinen Vorlesungen vorgetragene) Idee vom Typhus, zu Folge welcher der Typhus (§. 20) wie ein jedes andere aus einem contagium specificum entstandene (Rec. sagt: *wie jedes contagiöse*, da nicht jeder Typhus ein durch Contagium entstandener ist) Fieber betrachtet, und insbesondere mit den specifischen exanthematischen Fiebern verglichen wird. Der Hr. Verf. führt zum Beyspiele die Analogie mit dem Masernfieber durch. So wie es in der Eigenschaft dieses Fiebers liegt, die Augen, die Schleimhaut der Nase, Luftröhre und Bronchien vorzüglich zu reitzen, Empfindlichkeit gegen das Licht, Niesen und Husten zu erwecken, eben so liegt es auch in der Eigenthümlichkeit des Typhuscontagiums, Hirn und Nerven hauptsächlich zu afficiren, und die Verrichtungen dieser Theile auf so mancherley Art abnorm zu machen. Von der Verschiedenheit der epidemischen Constitution, der kranken Individuen und so mancher anderer Verhältnisse kann es abhängen, dafs dieser gereizte Zustand der Augen und der Luftwege bis zu einer wahren Entzündung erhöht werde; wem wird es aber einfallen, detswegen die Wesenheit des Masernfiebers immer in einer Entzündung der eben

genannten Theile zu suchen, und in allen Fällen das Masernfieber mit Blutausleerungen zu behandeln? Eben diese Bewandniss hat es nun auch mit dem Typhuscontagium u. s. w.

Es ist nicht übereinstimmend, wenn der Herr Verf. oben §. 7 die Marcus'sche Behauptung nicht gänzlich zu verwerfen, sondern nur dahin einschränken zu wollen scheint, daß der Typhus nicht immer, sondern bloß in manchen einzelnen Fällen Hirnentzündung sey, wenn er alles von §. 9—18 einschlässig Gesagte nur darauf hin richtete, dieser Einschränkung Gültigkeit zu verschaffen, nun aber in der §. 19 gegebenen, oben wörtlich angeführten Erklärung sagt, daß nach seiner Überzeugung nur in manchen Fällen bey Typhus eine Entzündung oder ein entzündungsartiger Zustand im Hirne seyn könne. Ganz etwas Anderes ist es wohl zuzugeben, *Typhus sey manchmal Hirnentzündung*, und zu sagen: *bey Typhus sey manchmal Hirnentzündung!* Das, was der Herr Verfasser §. 20 als seine Idee vom Typhus angibt, läßt uns nicht zweifeln, daß derselbe sich früher nur nicht bestimmt genug ausgedrückt habe. Nur in der §. 19 u. 20 gegebenen Erklärung und Erläuterung findet Rec. auch seine Ansichten vom Typhus. Dem Recn. ist Typhus nie, und auch in jenen einzelnen Fällen nicht Hirnentzündung, wo die Symptome bestimmt auf Hirnentzündung hinweisen; denn auch in solchen Fällen, deren Rec. vor Kurzem wieder zwey behandelte, ist die vorhandene Hirnentzündung so wie in den meisten übrigen Fällen aus der Reizung und Kraftunterdrückung sonderbar zusammengesetzte Zustand des Hirnes, *nur ein Theil* der gesammten eigenen Krankheit des Typhus, *nur Symptom* desselben, eben so, wie Reizung, ja selbst ausgebildete Entzündung der Augenlieder und der Bindehaut, der Schleimhäute der Nase, des Rachens und Schlundes u. s. w. nur als Symptome bey Masern- und Pockenfebern, — wie Reizung und selbst Entzündung im Rachen bey der Scharlachkrankheit nur als Symptom, nie als das Wesen derselben, nie als die Quelle zu betrachten sind, aus welcher *alle*, die genannten Krankheiten charakterisirenden Erscheinungen mit Grunde abgeleitet werden könnten. Wenn nun aber die angeführten Beobachtungen des gründlichen Hrn. Verfs., zu denen Rec., und gewiß auch andere aufmerksame Praktiker mehrere bestätigende Belege liefern könnten, zur Genüge darthun, daß Hirnentzündung zum Glücke *nur in manchen Fällen* bey Typhus vorkömmt: so ist es klar, daß selbe *nicht einmal für ein wesentliches Symptom*, geschweige mit Marcus für das Wesen des Typhus erklärt werden könne. Wer demungeachtet Hirnentzündung als wesentliches Symptom des Typhus vertheidigen woll-

te, den ersucht Rec. nur noch zu erwägen, daß man, um consequent zu seyn, auch z. B. Lungenentzündung als wesentliches Symptom desselben gelten lassen müßte, weil sie bekanntlich nicht selten eine Haupterscheinung im entzündlichen Stadio des Typhus ausmacht. Rec. hatte seit wenigen Wochen 3 Fälle dieser Art zu behandeln, und Hr. *Dir. von Hildenbrand* spricht in seinem klassischen Werke: über den ansteckenden Typhus S. 91 hievon so auch von rasender Hirnwuth, von Rachenentzündung, Leberentzündung etc. als von Anomalien des Typhus. Wesentlich kömmt wohl dem Typhus ein vorzüglich auffallendes Leiden des Hirnes zu, dieses besteht aber *gewöhnlich* nicht in Entzündung sondern in einem Zustande desselben, welcher, nach der Art der Verletzung der Geistes- und Sinnesverrichtungen zu schliessen, theils Reizung theils Kraftunterdrückung zu seyn scheint.

Rec. hält dafür, daß das bisher Gesagte der Beachtung des Hrn. *Dir. Marcus* um so mehr würdig sey, da es auf Vernunft- und Erfahrungsgründe gestützt, für eine rationelle Behandlung des Typhus vorzüglich dann sehr wichtig ist, wenn im Gefolge seiner Symptome Hirn- oder Lungen- oder andere Entzündungen vorkommen. Daraus nämlich, dann aus der gehörigen Würdigung aller dem Typhus wesentlichen Zufälle, und aus der Betrachtung der seinen Verlauf auszeichnenden zweyfachen Periode geht hervor, daß gegen die genannten Entzündungen im Typhus zwar allerdings das antiphlogistische Heilverfahren erforderlich sey, jedoch nicht mit dem Nachdrucke, nicht in der Ausdehnung ausgeübt werden dürfe, wie wenn die nämlichen Entzündungen in dem gleichen Grade, und bey denselben individuellen und äußeren Verhältnissen als selbstständige Krankheiten zugegen wären. Rec. hält daher Aderlässe bey den in Rede stehenden Fällen seltener, die örtlichen Blutausleerungen durch Blutigel, und bey Zeichen von Hirnentzündung kalte Umschläge über den Kopf um so öfter für nöthig. Seine hierüber gemachten Beobachtungen anzuführen, würde hier zu weitläufig seyn; er wendet sich nun zu dem, was der Hr. Verf. über die Anwendbarkeit der entzündungswidrigen Methode im Typhus angibt. Herr Prof. *Friedreich* auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen sich berufend, gibt § 21. die Zeichen und die Umstände an, welche den Arzt berechtigten, bey Typhus entzündungswidrig zu verfahren, und bittet mit der wahren Gelehrten und Erfahrenen eigenen Bescheidenheit Ärzte, die auf seiner Seite seyen, zur näheren Beleuchtung der Diagnose das Ihrige beizutragen. Sie sind nach ihm § 24, folgende: 1. bey jungen, vollblütigen, sonst gesunden und star-

ken Individuen; 2. mehr bey dem mitgetheilten als ursprünglichen Typhus (nach des Rec. Beobachtungen ein äufferst wichtiger Erfahrungsausspruch) 3. wenn der Anfang rasch ist, und die den Typhus charakterisirenden Zufälle sich schnell ausbilden; 4. wenn die Fieberzufälle eine gewisse Energie, vorzüglich in dem blutführenden Gefäßsysteme verrathen, als: schneller, härlicher Puls, rothe glänzende Augen, trockene Zunge und Lippen mit unauslöschlichem Durste, rothes, gewöhnlich einem Betrunknen ähnliches Gesicht, Klopfen der Arterien am Kopfe und am Halse: 5. wenn in dem heftigen Kopfweg, im Delirio, kurz in den Gehirn- und Nervenaffectionen kein merklicher Nachlass wahrzunehmen ist, sondern diese in einer anhaltenden Dauer fortwähren oder gar rasch immer höher steigen; 6. wenn beobachtet wird, dafs bey der herrschenden Epidemie nach erfolgten Blutungen z. B. aus der Nase, grofse Erleichterung, und, wie nicht selten in der diesjährigen Epidemie bey Angesteckten (—?— doch wohl noch vor dem Eintritte des Fieberfrosts?) Fälle vorgekommen sind, schnelle Genesung erfolgt. — Es darf wohl kaum erinnert werden, dafs, wenn der Hr. Verf. bey diesen Zeichen und Umständen die antiphlogistische Methode für angezeigt erklärt, er nicht damit sagen wolle, dafs jedesmal Blutentleerungen nöthig seyen, von welchen er, wie § 7. erwähnt wurde, nur sehr beschränkt Gebrauch gemacht hat.

Was die Anwendung der kalten Fomentationen auf den Kopf anbelangt, so kann dieselbe nach des Hrn. Verf. Ermessen (Anhang S. 26) nur unter denselben Bedingnissen, unter welchen die entzündungswidrige Methode anwendbar ist, und, sind Blutaussäuerungen erforderlich, erst nach diesen Statt haben. Jedoch empfiehlt er Behutsamkeit bey Typhusepidemien, denen es eigen ist, durch Schweisse ihre Krisen zu machen. Überhaupt müssen sie im rechten Zeitraume der Krankheit angewendet werden, und es ist dem geschickten Arzte oft nicht leicht, die Fälle genau zu bestimmen, in welchen er sie mit Sicherheit zu Hilfe nehmen kann. Diefswegen hat der Hr. Verf. Recht, wenn er dawider ist, sie den Händen der Nicht-ärzte zu überlassen.

Über die als Präservativmittel gegen die Typhusansteckung neulich angerathenen künstlichen Geschwüre oder Fontanelle äufsert sich Professor Friedreich S. 27 gründlich dahin: dafs, wenn gleich nach vielen Beobachtungen Lungensüchtige, kachectische Leute, die veraltete Geschwüre oder chronische Hautausschläge haben, bey Typhusepidemien gewöhnlich nicht angesteckt wurden, die nämliche Wirkung von künstlichen Geschwüren, welche durch örtliche Reitze bey sonst be-

stehender allgemeiner guter Gesundheit hervor-gebracht nur örtliche Leiden bleiben, nicht eben so erwartet werden dürfe; wie dieses dadurch erwiesen werde, dafs in Feldspitälern Soldaten mit eiternden Wunden, wenn sie in ein Spital gebracht werden, wo ein Typhus zu Hause ist, nicht nur mit diesen angesteckt werden, sondern auch an den eiternden Wunden gar bald der sogenannte Spitalbrand entsteht. Nur wenn der Organismus mit irgend einem allgemeinen Leiden gleichsam beschäftigt ist, habe er keine (?) Empfänglichkeit für irgend ein Contagium.

Diefs der Inhalt dieser kleinen aber vortrefflichen, und ohne Zweifel jedem rationellen Arzte sehr willkommenen Schrift, die in vollkommener Übereinstimmung mit den von Hildenbrand'schen Erfahrungen, einen höchst wichtigen Punkt der Therapie des Typhus näher beleuchtet. Wir bitten den Hrn. Verf., diesem Gegenstande fortan die Aufmerksamkeit, die er im höchsten Grade verdient, zu widmen, und uns seiner Zeit durch die Mittheilung seiner ferneren Erfahrungen zu erfreuen. Möchten aber auch diejenigen Ärzte, denen bey dem leider! noch immer häufig vorkommenden ansteckenden Typhus die Gelegenheit ward viele Typhuskranke zu behandeln, in dem Geiste *Friedreich's* beobachten, und handeln, und uns auch ihre Erfahrungen nicht vorenthalten.

R—nn.

Philologie.

Der erste Brief des Apostels Petrus, übersetzt und mit einem Kommentar versehen, Von C. G. Hensler Dr. der Theologie. Sulzbach in des Kommerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung 1813. 16 Bogen und 12 Seiten Vorrede. gr. 8.

Der schon durch mehrere exegetische Schriften rühmlich bekannte Hr. Verf. bestimmte zwar seine Arbeit, wie er sich in der Vorrede äufsert, angehenden Exegeten, hoffet aber doch, sie werde auch für Gelehrte von reifern Kenntnissen einige Brauchbarkeit haben. Diese Äufserung des Herrn Verfs. über seine Schrift, bewähret sich aus der Einsicht derselben vollkommen. — Herr Hensler gibt dann ausführlich die Regeln an, nach welchen er die Übersetzung ausgearbeitet; die Grundsätze der Kritik und Hermeneutik aber, welche er befolgt hat, läfst er den Leser aus der Arbeit selbst abnehmen. Rec. ist an manche Stellen gestossen, wo mehrere mögliche Bedeutungen ohne Beurtheilung ange-

geben werden, und eine genauere Anwendung der hermeneutischen Regeln doch zur Entscheidung geführt hätte. — Der Herr Verf. fügt am Ende die Nachricht hinzu, daß die Handschrift schon 1809 zum Drucke fertig war; er habe zwar 1811 noch einiges geändert, bedeutende Änderungen aber nicht machen können, weil ihm eine Augenkrankheit das Lesen und Schreiben nicht gestattete, weshalb er auch seine Professur in Kiel habe aufgeben müssen. Das Werk ist zwar durchgehends mit großem Fleiß ausgearbeitet, aber gewiß würde der Hr. Verf. noch manches verbessert haben, wenn er sein Werk, welches nach den zwey, von 1809—1811 verflossenen Jahren ihm gleichsam fremd geworden, noch einmal hätte ganz durchsehen können.

Die Einleitung S. 1—16 ist eben so ordentlich und deutlich als gründlich abgefaßt. Es wird 1. das Leben und der Charakter des Apostels Petrus beschrieben. In dem bekannten Auftritte zu Antiochien Gal. 2, 11—16. findet der Hr. Verf. mit Recht weiter nichts, als eine unzeitige, mithin „tadelnswürdige Gefälligkeit Petri“ gegen die Judenchristen, eine unrichtige Exception in statu collisionis officiorum. Von dem Charakter Petri, von welchem in den Evangelien so manche deutliche Spuren vorkommen, ist bey weiten zu wenig, auch dieses nur im Vorbeygehen gesagt, und doch hätte aus Pott's Prolegomenis leicht mehreres hierher übertragen werden können. Hierauf wird 2. die Ächtheit des Briefs aus inneren Gründen, und dann aus den Zeugnissen der ältesten kirchlichen Schriftsteller bewiesen. Die Bedenklichkeiten: die Theodor von Mopsueste, und die Paulicianer, in jüngeren Zeiten erhoben haben, werden keiner Widerlegung würdig geachtet, sondern der etwa neugierige Leser wird hierin falls auf Pott's Epist. Cathol. 1786—90 Vol. II. Prolegom. in I. Petri Epist. verwiesen, wo aber auch nicht mehr zu finden ist, weil die Einwendungen dieser Gegner nicht bekannt sind. Der unbekante Verf. des von Muratorius hervorgezogenen, und von Hrn. Freundaller 1803 zu Linz neu herausgegebenen Fragments aus dem Ende des 2. Jahrhunderts, der in seinem Canon beyde Briefe Petri ausläßt, wird hier gar nicht erwähnt. Am ausführlichsten wird 3. „die religiöse und moralische Beschaffenheit derer, an welche Petrus seinen Brief richtete, so wie ihr Betragen und ihre Lage im bürgerlichen Leben“ untersucht, woraus dann „die Veranlassung, die den Apostel zur Abfassung dieses Briefs bewog“, erhoben wird. In dieser Untersuchung will der Hr. Verf. den zweyten Brief Petri nicht verglichen wissen, weil nicht ausgemacht sey, ob derselbe an eben diese Gemeinden geschrieben worden. Vielen wird aber doch die

Anmerkung 2. Petr. 3, 1., der Verf. schreibe nur den zweyten Brief, auf diesen ersten Brief zu deuten scheinen, und auch 1. Petr. 3, 18—21. ist mit 2. Petr. 2, 5. zu nahe verwandt, als daß man diese Vergleichung so schlechterdings zurückweisen könnte. — Hr. Hensler schliesst aus dem häufigen Gebrauche des A. T., daß diese Gemeinden aus Judenchristen bestanden, und erklärt K. 1, 18. 2, 10. 4, 3. 5. wo eine heidnische Lebensart der Leser vor ihrer Bekehrung, berührt wird, von solchen, die vorhin, als Juden, sehr locker gelebt, und auch abgöttische Gebräuche mitgemacht hatten, worin ihm wohl nicht viele beystimmen dürften. Denn obgleich schon die Aufschrift, 1, 1.: *ἐκλεκτοῖς παρεπιδήμοις διασπόρας*, es ausser allen Zweifel setzet, daß der Brief an Judenchristen geschrieben ist, indem die angeführte Benennung mit den *ταῖς δώδεκα φύλαις ταῖς ἐν διασπορᾷ*, Jak. 1, 1. vergl. Joh. 7, 35., zusammentritt: so geschieht doch den Stellen 1, 18. 2, 10. 4, 5. 5. Gewalt, wenn sie von vormaligen Juden erklärt worden, wozu noch kommt, daß in den K. 1, 1. genannten Provinzen, Pontus, Galatien, Kappadocien, Asien und Bithynien, schwerlich alle Christengemeinden nur aus Juden bestanden. Es dürfte daher noch immer die Meinung des Wolf und Pott den Vorzug verdienen, nach welcher der Brief an Gemeinden gerichtet worden, die, wie in anderen Gegenden der westlichen Länder, aus Juden- und Heiden-Christen gemischt waren. Dagegen aber verwirft Hr. Hensler mit vollem Recht die Meinung Michaelis, welcher Gemeinden annimmt, die aus sogenannten proselytis portae bestanden, welche aber nicht wohl *παρεπιδήμοι διασπόρας* genannt werden können, und gewiß auch nirgends ganz ungemischte Christengemeinden bildeten. — Übrigen waren diese Gemeinden im Allgemeinen gesinnet, daß sie das Lob des Apostels verdienten 1, 8—9. 21. 2, 7—10., und die meisten Mitglieder waren also wohl keine neubekehrte, sondern mehrjährige Christen; indessen fehlte es doch nicht an Mängeln, auf welche die Erinnerungen 2, 1. 13—18. 13, 1—7. abzielen. — Von Aussen müssen diese Gemeinden manches zu leiden gehabt haben, weil Petrus öfters hierauf zurückkommt 1, 6. 3, 14—16. 4, 16—17., und dieses dürfte wohl die Veranlassung zu dem Briefe gegeben haben. Endlich zeigt Hr. Hensler 4., daß Petrus den Brief nicht aus Babylon in Ägypten, nicht aus Rom, auch nicht aus Jerusalem, sondern aus der alten Stadt Babylon, wo noch immer viele Juden, und damals wohl auch eine Christengemeinde war, um das Jahr 60 geschrieben hat.

Auf die Einleitung folgt S. 17—22 der kritisch berichtigte griechische Text, und S. 23—34 die Übersetzung, in welcher Hr. Hensler den in der

Vorrede aufgestellten Regeln nicht überall genau gefolgt, oder besser, in der Befolgung derselben bisweilen nicht ganz glücklich gewesen ist, wie z. B. 5, 1.; *πρεσβύτερος τὰς ἐν ὑμῖν παρακαλῶ, ὁ συμ-πρεσβύτερος, die Vorsteher bey euch ermahne ich, auch ein Vorsteher, wo συμπρεσβύτερος offenbar mehr sagt; bedeutender wäre: der Mitvorsteher.* Solche Stellen gibt es hier mehrere, von welchen wir weiterhin Beyspiele geben werden, indem wir nun zu dem Commentar eilen.

Hr. Hensler hat mit Recht nicht die alte Eintheilung der Kapitel beybehalten, sondern neue Abschnitte gemacht, vor deren jedem er den Inhalt angibt, worauf die Anmerkungen folgen. Diese sind mit großer Sorgfalt und Genauigkeit abgefasset, und erstrecken sich auf jedes Wort, auf jede Redensart, das man nicht leicht etwas vermessen wird. Der Sinn wird allenthalben aus dem, den Schriftstellern des N. T. eigenen Sprachgebrauche, aus dem Zusammenhange und aus den übrigen Umständen erörtert, so ist z. B. 1, 5. ἐν καιρῷ ἔσχάτῳ durch *אחרית* von der Zukunft, von der folgenden Zeit, erklärt; so wird auch 1, 14. ἀγνοία glücklich mit *סכל* und *נבל* verglichen, und durch *Verkehrtheit, Verirrung* gegeben u. s. w. Nur sind die hier und da vorkommenden neuen Erklärungen nicht immer hinreichend begründet, und verrathen einigen Zwang. Wir wollen unser Urtheil mit einigen Beyspielen belegen.

Hr. Hensler übersetzt 1. Petr. 1, 11.: „wenn sie (die Propheten) über die Zeit und ihre Beschaffenheit nachsannen, worauf der in ihnen den Messias verkündende Geist hingewiesen, als er die des Messias wartenden Leiden, und die folgende Herrlichkeit ankündigte“, *ἐρευνῶντες, εἰς τινὰ ἢ ποῖον καιρὸν ἐδήλυ τὸ ἐν αὐτοῖς πνεῦμα χριστοῦ, προμαρτυρομένον τὰ εἰς χριστὸν παθήματα, καὶ τὰς μετὰ ταῦτα δόξας.* Es ist zwar richtig bemerkt, das *δήλυν* soviel ist *δεικνύειν, σημαίνειν*, und das *τινα* und *ποῖον* auch einerley seyn kann; aber wenn *τὸ ἐν αὐτοῖς πνεῦμα χριστοῦ* übersetzt wird: *der in ihnen den Messias verkündende Geist*, und wenn es in den Anmerkungen S. 49 heisst: *der in den Propheten befindliche Geist ist hier das von Gott ihnen gegebenen Vorhersehungsvermögen*: so scheint dieses Recensenten gezwungen. Der Genitiv wird zwar bisweilen auch objectiv gebraucht, wie Jer. 6, 26. Amos 8, 10. Sach. 12, 10. 1. Kor. 1, 6, 2, 1. Röm. 10, 2. Luk. 6, 12., und selbst 1 Petr. 2, 19. *συνεδήσεις θεῶν*, und 3, 14. *φῶρος αὐτῶν*, aber gewöhnlich ist doch der Gebrauch subjectiv, und *πνεῦμα*, in der Bedeutung *Prophetengeist*, kommt mit dem Genitiv nie objectiv, sondern immer subjectiv vor; so heisst in dieser Verbindung und Bedeutung *Geist Gottes*, nie ein sich auf Gott beziehender Geist, sondern ein von Gott verliehener Geist, und

nach diesem Sprachgebrauche muß also *Geist Christi*, ein von Christus, von der göttlichen Person Christi vor der Menschwerdung verliehener Prophetengeist seyn, wie es auch Pott erklärt hat. Hr. Hensler schreibt zwar hiervon: „manche Ausleger finden indessen hier den subjectiven Gebrauch des Genitivs, als den gewöhnlicheren“ (nein, sondern als den einzigen in dieser Verbindung), „und lassen den Propheten einen vom Messias gesandten Geist, eine von ihm herrührende Erleuchtung, beygelegt seyn. Unter den Juden, wollen sie, sey damals die Meinung gewesen, der Messias habe vormals, nicht nur als Beschützer des Israelitischen Volkes sich thätig erwiesen, sondern auch durch Mose und durch die Propheten zu demselben geredet, Was die Stellen des N. T. anlangt, in welchen eine solche Meinung geäußert seyn soll, so sind auch die beyden scheinbarsten, 1. Kor. 10, 4, 9, nicht heweisend.“ Aber nicht bloß die Juden sind damals dieser Meinung gewesen, sondern schon Malachias 3; 1., und Johannes 1, 11, 12, 41., und Paulus nicht bloß in den Stellen 1. Kor. 10, 4, 9., welche eben nicht die wichtigsten oder scheinbarsten sind, sondern auch Hebr. 11, 26, 12, 24—26.; auch nicht bloß Barnabas, wie Hr. Hensler weiterhin sagt, sondern alle Kirchenlehrer dachten und lehrten so; diese Einstimmung der ältesten Kirchenlehrer verräth doch wohl, das diese Lehre von den Aposteln abstammet, und kann, als Zeugniß so vieler alten, theils an die Apostel gränzenden Lehrer, auch Protestanten nicht ganz gleichgültig seyn, wenn es auf keine andere Art als bisher versucht worden, entkräftet werden kann.

Die schwierige Stelle 1 Petr. 3, 18—20. ist übersetzt: „auch hat ja der Messias vormals als Unsträflicher, für Sünden statt der Strafbaren gelitten, um zu Gott uns hinzuführen. Dem Körper nach getödtet, ward er dem Geiste nach lebend erhalten: nach diesem nun kam er zu den Seelen, die in einer Gefangenschaft, die vormals ungläubig waren, und ihr Lehrer ward er. Es wartete Gottes Schonung zur Zeit Noahs“ u. s. w. Der Sinn wird in den Anmerkungen S. 162 so angegeben: „eine Anzahl unglücklicher Menschen sey von Jesu, seinem Geiste nach, unterwiesen worden, indem er nämlich mittelbar durch die Apostel und andere Lehrer, sie mit seiner Religion bekannt machte, und zur Annahme derselben bewog.“ Es wäre demnach von den damaligen Christen die Rede, die, da sie vorhin ungläubig waren, hernach, als sie durch die Apostel von Christo hörten, gläubig geworden. Diefs würde nun so vorgestellt, als ob Christus selbst zu ihnen gekommen und sie belehret hätte. Um das

Unnatürliche, Gesuchte und Erzwungene dieser neuen Interpunction, Übersetzung und Erklärung zu zeigen, ist nicht nöthig, die angemessene Bedeutung mancher einzelnen Wörter zu bestreiten; es ist hinreichend, die griechischen Worte nach der sonst gewöhnlichen Interpunction hierher zu setzen: *ὅτι καὶ Χριστὸς ἅπαξ περὶ ἁμαρτίαν ἔπαυσε, δικαίος ὑπὲρ ἀδικῶν, ἵνα ἡμᾶς προσαγωγή τῷ θεῷ· θανατώσας μὲν σάρκι, ζωοποιεῖσας δὲ πνεύματι, ἐν ᾧ καὶ τοῖς ἐν φύλακι πνεύμασι πορεύεσθε, ἐκήρυξεν, ἀπειθήσασι πότε, ὅτε ἀπεξεδέχετο ἡ τῆς θεῶν μακροδύμια, ἐν ἡμέραις Νώε, κατασκευαζομένης κυβώτου κ. τ.λ.* Hier kann doch das ἐν ᾧ (πνεύματι) καὶ τοῖς ἐν φύλακι πνεύμασι πορεύεσθε, ἐκήρυξεν ἀπειθήσασι πότε, ohne sichtbaren Zwang nicht auf die damaligen Christen bezogen werden, die vor ihrer Bekehrung gleichsam in einer Gefangenschaft, oder wie es Hr. Hensler erkläret, unglücklich waren, und zu denen Jesus nach eben dem Geiste, nach welchem er auferstanden, oder wie der Hr. Verf. will, bey Leben erhalten worden, gekommen ist und ihnen geprediget habe. Der ganze Zusammenhang und selbst das καὶ nach ἐν ᾧ widerstrebet offenbar dieser Deutung. Was hätte wohl den Apostel bewegen können, den einfachen Satz, Jesus habe nach seiner Auferstehung das Evangelium durch die Apostel einem Theile des unglücklichen Menschengeschlechts predigen lassen, auf eine so sonderbare Art einzukleiden? — Die Stellen Ap. Gesch. 26, 23. Eph. 2, 17. 4, 21., durch welche Herr Hensler diese Auslegung bestättigen will, sind der unsrigen gar nicht ähnlich, und können nur mit Gewalt hierher gezogen werden. Die Erklärung dieser Stelle von der Hinabfahrt Jesu in die Unterwelt, von welcher Pott in seinem dritten Excurse den Ursprung und die allmälige Entwicklung so gründlich und deutlich angegeben hat, ist doch weit ungezwungener und natürlicher, ob sie gleich Recensenten unrichtig scheint, weil *φυλακή* nie die Unterwelt bedeutet, und diese Deutung bloß darum erdacht worden zu seyn scheint, um zu erklären, was nie erkläret werden kann, nämlich wo die Seele Jesu war, während sein Leib im Grabe ruhte: die wahrscheinlichste und leichteste Erklärung scheint uns noch immer diejenige zu seyn, nach welcher hier, wie sonst überall, *σὰρξ* die menschliche Natur, *πνεῦμα* aber das Göttliche in Jesu ist, in welchem er durch den Propheten Geist (יְהוָה 1 M. 6, 3.) den, unter Ver-

wahrung gestandenen Zeitgenossen Noahs Lebensbesserung predigen liefs, die aber den Erinnerungen kein Gehör gaben. So kommt diese Stelle demjenigen gleich, was wir vorhin aus 1 Petr. 1, 11. angeführt haben, und auch 2 Petr. 2, 5. stimmt hiermit überein, wo auf unsere Stelle zurückgesehen wird, indem es heift, auch die alte Welt habe Gott nicht verschonet, sondern nur acht mit Noah, dem Prediger der Tugend, bewahret, da er die Sündfluth über die Welt der Gottlosen brachte. — Hr. Hensler führt in einem Anhang S. 259—262 noch die verschiedenen Erklärungen unserer Stelle an, und sucht seine Auslegung mehr zu begründen; aber auch hierdurch wird der Leser nicht befriediget.

Wir stimmen zwar dem Hrn. Verfasser bey, wenn er sagt, in der Stelle 1 Petr. 4, 6. *eis τὸτο γὰρ καὶ νεκροῖς εὐηγγελίσθη, ἵνα κριθῶσι μὲν κατ' ἄνθρωπος σάρκι, ζῶσι δὲ κατὰ θεὸν πνεύματι*, seyn die *νεκροῖ* nicht abgeschiedene Seelen, zu welchen sich *κρίνεσθαι κατ' ἄνθρωπος* nicht schickt; auch nicht getödtete oder Martyrer; wenn er aber sogleich darauf behauptet, es seyn Verstorbene zu verstehen, so sind doch diese von getödteten oder Martyrern nur in der Art des Todes verschieden. Wir können auch denjenigen nicht beystimmen, welche die *νεκροῖ* von den in der Sündfluth umgekommenen erklären, zu welchen *ἵνα κριθῶσι* etc. gar nicht passet. Die ungezwungenste Erklärung scheint uns noch immer diejenige zu seyn, welche Grotius, Wolf, Wetstein und andere gegeben haben, dafs *νεκροῖ* hier in eben der Bedeutung stehe, in welcher es Matth. 8, 22. Luk. 15, 24. 32. Röm. 6, 13. Eph. 2, 1. und auch in Aristophanes Ran. v. 423. vorkommt, und geistlich todte, lasterhafte, ganz sinnliche Menschen anzeigt, welchen Christus angekündigt, und von ihnen angenommen worden, damit sie, wenn sie auch nach dem Sinne der Menschen für strafwürdig am Leibe gehalten werden (*κριθῶσι*, vergl. *κρίνειν* Matth. 7, 1—2 Luk. 6, 37. Röm. 2, 13. 14, 3—4. 10, 13. 1 Kor. 5, 12. 10, 29. Kol. 2, 6. Jak. 1, 11.), doch im Geiste nach dem Willen Gottes leben. Diese Erklärung stimmt mit den vorgehenden sehr gut zusammen, wo Petrus die Christen erinnert hat, sich nach dem Beyspiele Christi auf Leiden gefast zu halten, sich vor den Sünden zu hüten, und ein tugendhaftes Leben zu führen; und im folgenden Vers hinzusetzet, die Zeit Allernähers sich.

Gotthold Ende.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 28.

Freitag, den 8. April

1814.

Polnische Literatur.

Historia Literatury Polskiej wystawiona w spisie dzieł drukiem ogłoszonych przez Felixa Bętkowskiego Professora Historii i Bibliotekarza etc. Tom. I. das ist: *Geschichte der polnischen Literatur*, dargestellt in dem Verzeichnisse der durch den Druck bekannt gemachten Schriften, verfaßt von *Felix Bętkowski*, Prof. der Geschichte und Bibliothekar am Warschauer Lyceum, Mitglied der Freunde der Wissensch. I. Thl. mit Erlaubniss der Obrigkeit. Warschau und Wilna 1814, bey *Zawadzki u. Compagnie*. 8. 712 S. 4 $\frac{1}{2}$ Rthlr. inclusive des nachkommenden 2. Theils Pränumerationspreis; der Ladenpreis wird höher kommen.

Die Dedication dieses Werkes ist an Fürst Adam H. Czartoryski, Curator der Universität zu Wilna gerichtet, von dem die Musen in Polen eben so viel, als von seinem Vater dem Fürst Adam I. Czartoryski zu erwarten haben. Der Verf. hatte von der Gesellschaft zur Verfassung der Elementarbücher den Auftrag bekommen, ein Compendium der Geschichte der polnischen Literatur zu entwerfen. Bekannt mit guten Compendien, sammelte er erst Materialien für die Geschichte der Literatur in Polen überhaupt, wobey er nur sehr wenige und sehr fragmentarische Vorarbeit fand. Ein fades Compendium hätte er leicht liefern können, aber das war seine Sache nicht. Er liefert hier zuörderst die Geschichte, oder vielmehr die Materialien zur Geschichte der polnischen Literatur, wie er sie hat zu Stande bringen können, d. i. im genauen Verzeichniss der ihm bekannt gewordenen Autoren, und die Zukunft ergibt erst von selbst das bestellte Compendium. Bekannt
Viertes Heft.

mit Deutschlands Literatur, und im Beruf eines guten Schriftstellers, konnte auch Hr. B. wirklich kein so bestelltes Machwerk liefern, wie man das hin und wieder gethan, wo Buchhändler oder Behörde auf speculative Bücher bestellt haben. Gewöhnlich wird aus solchen bestellten Arbeiten nichts oder höchstens etwa eine leidliche Kinderschrift. Dank sey es der Vorsehung, und dem guten Genius des Verfs., daß er seinem Geiste und nicht der bestellten Arbeit gefolgt ist. Die Hrn. Z. u. Comp. die für guten Druck gesorgt haben, werden dabey keinen Schaden haben, denn der hohe Werth des Buches wird ihm auch selbst in jetzigen Zeiten Käufer verschaffen. Wer eine eigentliche Geschichte der Literatur im Ganzen verlangt, der thut dem Verf. sehr unrecht; denn dieß wollte und konnte er nicht leisten, so lange man kein solches Bücherverzeichnis wie er hier liefert, hatte. Höchstens hätte man können schöne Raisonsnements auf das Gerathewohl geben, und eine wahrscheinliche Geschichte à la Voltaire fingiren. Allein, der Historiker ist kein Dichter. Herr B. fühlte dieß, und beschränkte sich auf das, was er liefern konnte und wollte. Was ihm *Autopsie* bot, beschreibt er selbst, und dabey hat ihm die Bibliothek des Hrn. Kwiatkowski mehr Dienste geleistet, als alle öffentlichen Bibliotheken in Warschau. Sonst waren J. J. Zaluski und Ephraim, Olof, Janocki, Mitner u. s. m. seine Führer, und diese leiteten ihn auch leider manchmal irre. Er gibt seine Quellen aber genau an, traut ihnen, und selbst diesen Führern nicht, also kann man ihm dabeshalb keine Vorwürfe machen. Mit deutscher Freymüthigkeit, deren man in Polen gar noch nicht recht gewohnt ist, gibt der Verf. besonders über die Werke, die er gesehen hat, treffliche kurze Urtheile, und zeigt sich überall als sehr denkenden und freymüthigen Mann, wiewohl es denn doch noch manchmal durchschimmert, daß er zuweilen loben mußte, was er nicht loben durfte oder sollte. S. 1—222 spricht er von dem Zustande der Wissenschaften in Po-

len, und von der polnischen Sprache überhaupt. Referent wünschte, dieses ganze Kapitel ins Deutsche übersetzt zu sehen, damit man die wenig bekannte Geschichte der Literatur in Polen in ihren Umriss kennen lernte. Von S. 231—601 sind die schönen Wissenschaften weitläufig, von S. 659—668 ist die Beredsamkeit wohl zu kurz abgehandelt. Rec. enthält sich davon Auszüge zu machen, denn der Raum der Recension erlaubt es nicht; er bekennt aber mit Vergnügen gar vieles neue und unbekanntes daraus gelernt zu haben, was ihn auch auf den zweyten (oder wie er wünscht, vielleicht zweyten und dritten Theil?) neugierig macht. Zum Beweise der Aufmerksamkeit und des Vergnügens, womit Rec. dieses Werk gelesen, mögen nur folgende Bemerkungen dienen: Zum interessanten Kapitel über den Ursprung der polnischen Sprache, oder über die ältesten Denkmale der Sprache, dürfte manches noch in den alten Statuten der Gnesener, Breslauer und anderer Erz- und Hochstifter gefunden werden. Die kaiserliche Hofbibliothek in Wien besitzt die Breslauer Statuten von 1512, Nürnberg bey Hier. Hölzel, wo ein polnisches Vaterunser ist von 1465. Merkwürdig ist es, daß dieses Vaterunser ebenso sehr *cechisirt*, als die masovischen Denkmale bey B. *russisiren*. Hr. Dobrowsky aus Prag schreibt von einem alten polnischen Gebethe von 1237 in den Statuten des Fulco, Erzbischof von Gnesen, was mit den Worten: *kaie sie*, anfängt. Dürfte man dieß Gebeth nicht bey einem polnischen Kapitel im Gnesen oder Posen auffinden können? Rec. hat deshalb bey dem derzeitigen Universitäts-Bibliothekar Bandtke in Krakau angefragt, aber nur die Antwort bekommen, daß Hr. B. diese Statuten nicht von Krakau, sondern von Breslau aus, wohl kenne, aber daß dieses Gebeth in dem ihn bekannten Exemplare zwar angemerkt, aber ausgelassen wäre. Mit Fleiß ist Rec. hierüber weitläufiger, weil die Sache zu wichtig ist. Anbey bemerkt er, daß Nikolaus Scharffenberger in seiner Vorrede zum neuen Testament 1556 sagt, daß sonst wenig Bücher in Polnischer Sprache vorkommen, weil bisher wenig polnisch geschrieben worden. Wegen dem Nicolaus Rey bemerkt Rec., daß seine Apocalypsis keine Übersetzung von Heinrich Bullingers lateinischen 100 Reden (*conciones*) Basel 1557, sey, der lat. Text von der Apocalypse ist nur aus Bullingern genommen, die moralische Erklärung ist die eigene Arbeit des jovialischen Nikolaus Rey, dessen schlechtestes Buch wohl diese Apocalypse seyn mag. Das älteste gedruckte Buch in polnischer Sprache datirt Hr. B. von 1534 bey Florian Ungler, eine Naturgeschichte des Faliszowski, jetzt in der Bibliothek zu Pulawy bey F. Adam I. Czar-

toryski befindlich. Recn. ist noch aus seiner Correspondenz in Polen eines von 1538 bekannt, ein Rechenbuch, welches in der Buchdruckergeschichte von Krakau von Bandtke angegeben werden wird. Doch soll Hieronymus Vietor schon 1512 polnisch gedruckt haben. Wer weiß denn, ob nicht das erste polnische Buch in *Wien* herausgekommen ist (so wie die ersten slawonischen Bücher unstreitig in Krakau herausgekommen). Bekanntlich hat sich ja Hieronymus Vietor erst 1518 in Krakau etablirt, und hat sodann eine geraume Zeit zugleich in Wien und Krakau gedruckt. Rec. bricht hier ab, denn er fürchtet eine ganze Abhandlung aus dem zu liefern, was ihm Dobrowsky von Prag und Bandtke von Krakau mitgetheilt haben. Unmöglich kann er aber einen Wunsch hier unberührt lassen, daß man die alten Denkmale der Sprache sammeln möchte. S. 429 Gorczyzewski hat den Jan Naturalista etc. herausgegeben. Es ist dieses unser launiger Joannes Physiophilus, welcher nicht in Warschau sondern in Krakau zuerst im polnischen Kleide erschienen ist; aber, als wenn er verbotnen wäre, so hat er sich nun unsichtbar gemacht. Überhaupt scheint Hr. B. wenig Notiz von Krakauer Büchern und sogar Journalen genommen zu haben; so vermißt Rec. die Angabe von Tygodnik bey Gröbel u. a. m. Nach p. 59 wird ein Verzeichniß der juristischen Schriften J. Vinc. Bandtke, vermuthlich ein Bruder von dem Krakauer Universitätsbibliothekar, liefern. Hr. Linde und Hr. Canonicus Juszynski haben den Verf. auch mit Materialien unterstützt. Doch ist es zu bedauern, daß die Angaben des letztern gewöhnlich ohne Druckort und andere bibliographische Anzeigen sind. Rec. wünscht dem Verf. alle nahe und ferne Unterstützung. Kein polnischer Literat vom Fache sollte sie ihm schuldig bleiben, und jeder bedenken, daß Hr. B. keinen bessern Weg zu einer Übersicht der gesammten Literatur Polens wählen konnte, als diesen. Die lateinischen Dichter Polens, die Hr. B. S. 601—638 anführt, sind am unvollständigsten gerathen. Ungern vermissen wir z. B. den Jesuiten Kanon (Andreae) Boxolani Lyricorum I. IV. Epodon I. etc. Cracoviae in off. typogr. Christoph. Schedeli 1643. 4. den Zamoscier Franciskus Silanski (Silanii Zamosciensis Ord. Min. Poematum variorum I. IV. Zamoscii 1626). Die Krakauer Versemacher Biezanowski und Opatowski, die Hr. B. so gut wie ihre Vorgänger, die bessern Dichter des XVI. Jahrhunderts hätte anführen sollen. Selbst der Piarist Johannes Damascenus mit seiner Viennis vectigali Musa consecrata Varsoviae 1717. Rec. hätte diese bessern und schlechtern Dichter um so mehr hier gern gesehen, weil Hr. B. auch in Polen domicilirte Schlesier hier genannt

hat, z. B. Schröter, Knobelsdorf u. s. w., wogegen auch Rec. gar nichts einwenden will. Aber unbemerkt kann Rec. hier nicht lassen, daß für Polens Literatur auch deutsche Schriftsteller nicht unthätig gewesen, daß auch ihnen ein großer Theil der Notizen z. B. Olof, Janoski (nicht Jähmisch sondern Jähmichem) gebührt, und daß nicht bloß nur aus diesen, sondern aus manchen andern nachbarlichen Gründen auch für Deutschlands Literatur dieses Werk des Hrn. B. wichtig ist. Wie triumphirte *Schlözer* mit Recht, daß den Deutschen die Ehre gebühret, zuerst auf slawonische Literatur aufmerksam gemacht zu haben, und doch ist es bekannt genug, wie oft *Schlözer* und seine Nachfolger sich irrten, wenn sie von böhmischer und polnischer Literatur keine Kunde nahmen. Wie leicht ist es aber jedem schulgelehrten Slawen den Dialekt seiner Mitbrüder zu erlernen, wenn er mit deutschem Gelehrtenfleiß, so wie Hr. B., bekannt ist. Aber Rec. hat genug gesprochen. Er wiederholt den Wunsch, daß die Ansicht von der Geschichte der Literatur in Polen, nebst der Ursache ihres Wachstums und Sinkens, Beförderungsmitteln und Hindernissen von S. 1—176 ins Deutsche übersetzt werden möchten. Nur müßten die Namen der Autoren nach deutscher Sitte bey ihrer Originalität in der Übersetzung gelassen werden! Der Verf. hat dieß auch bey den deutschen Namen gethan, aber die französischen Namen hat er der Declination wegen polonisirt. Gar drollig ist Rec. *Lezey* statt *Le Jay*, *Szamfor* statt *Champfort* vorgekommen. — Rec. bedünkt unmäßig, daß die Polen hierin ihre gründlichen Nachbarn, die Deutschen, nachahmen müßten, wie sie es bisher gethan, und *Detouches* schreiben und nicht *Detusz*, oder in deutscher Orthographie *Detusch*. Wie kommt es aber, daß man z. B. in der Rubrik *Detusz* findet, und bey der genauern Angabe des Titels, wie billig, *Detouches*. Der Verf. hat folglich diese Polonisirung der französischen Namen der Declination wegen gemacht, und Rec. gesteht, daß er größtentheils auch für die Declinationen der Namen ist, so bald es die Deutlichkeit erfordert: aber wie nun, wenn die französischen Namen oft selbst unbestimmter Aussprache sind? z. B. *St. Croix*, wie soll es *Kroe* oder *Kroa* im polnischen heißen? *IPana Kroego* oder *Kroi*. Machen doch die lithauischen Mitbrüder auf *ko*, *ko* u. s. w. ihre Umstände und haben doppelte Declinationen! Also muß man sich, wie im Alten Testamente, mit den indeclinablen Eigennahmen forthelfen, und nur die biegsamen decliniren z. B. *Sully Gen. Sullego*; *Detouche*, bleibt indeclinabel. *Champfort* würde aber *Chamforta* im Genitiv haben, nicht *Szamfora*. Wie selten ist es aber nöthig, *Chamfort*

zu decliniren, wie andere Namen der Art, und da hilft der Vorname, ein Epitheton, oder sonst irgend einer von den vielen Nothhelfern der reichen und bildsamen polnischen Sprache. Sehr gängige und gäbe gewordene Nahmen z. B. *Volter* statt *Voltaire* bekommen wohl auch bald völlig polnische Endungen und Orthographien, wie die ehemalige Gräfinn *Zanlis* (*Genlis*), die aber doch auch unter die *Indeclinabilia* gehören dürfte, weil man nicht bestimmt wissen kann, ob es *Zanli* oder *Zanlis* polnisch heißen müßte, und obendrein würde auch in beyden Fällen, die polnische Declination zweifelhaft werden; denn wie soll denn der Genitiv gebildet werden? *Zanlisy* oder *Zani* nach *Vani* oder nach *Mysz*; nach den gewöhnlichen Paradigmen, den vielen von H. B. angeführten Grammatiken p. 203—214. Überhaupt scheint H. B. mit seinen Grundsätzen über die Eigennahmen der Personen der In- und Ausländer in Polen nicht ganz im Reinen zu seyn. *Tarlo* hat im Genitiv nicht *Tarły*, Seite 679, sondern *Tarla*, weil es kein lithauischer Familienname ist, wie *Jagiello*, *Kościuszko*, welche Genitive auf *a* und *y* und *i* haben. Sonst ist der Styl des Verf. männlich, der Sache angemessen und untadelhaft. Auch muß man den Hrn. Verf. dafür loben, daß er von neuern Schriften gewöhnlich nicht sein, sondern das Urtheil irgend eines sachkundigen Mannes vom Fache anführt; dieß schützt ihn vor dem Vorwurf der Parteylichkeit, der ihm sonst leicht von den lebenden Schriftstellern gemacht werden konnte. Sein *Relata refero* dient ihm alsdann zur Schutzmauer gegen dergleichen Einwendungen, manchmal dürften auch diese *Relata* parteyisch seyn, und das kann nur freylich die Nachwelt enthüllen. Der Verf. hat sonst überall die größste Unparteylichkeit gezeigt und mit besonderer Schonung manche Blößen derer aufgedeckt, die ungewisse Nachrichten für gewisse ausgegeben haben. Rec. mag hierzu keine Belege suchen. Der sachkundige Leser wird sie bald von selbst finden. Schließlich bemerkt auch Rec. zu S. 203, daß er den Siebenbürger *Honter* wohl nicht zum ersten polnischen Grammatiker machen wollte, weil er seiner kleinen lateinischen Grammatik ein Verzeichniß von polnischen Wörtern beygefügt hat, denn sonst müßte auch *Stan. Zaborowski* wegen einem Bogen polnischer Orthographie in seiner lateinischen Grammatik, hier nicht ausgelassen seyn. Und doch glaubt Rec., daß ihn Hr. Verf. mit Bedacht, Fug und Recht ausgelassen hat. Über den merkwürdigen *Honter* wünschte überhaupt auch Rec. mehr Aufschluß als *Janotzki* und Hr. Verf. gibt. Er war Senior in der *Bursa Hungarorum* in *Cracau*, von *Kronstadt*, wie der Hr. Verf. sagt, gebürtig. Ein de-

fectes Exemplar seiner recht guten Grammatik hat Verf. vor sich, aber nur in der Vietor'schen Ausgabe 1532 scheinen polnische Wörter gewesen zu seyn, in den andern wohl nicht, doch ist Rec. mit sich selbst darüber nicht einig, weil sein Exemplar defect ist und vielleicht auch von einem andern Verf. herrührt, ob es gleich allem Anschein nach den Mathias Scharffenbergische Edition von 1548 seyn dürfte. Ein Alexander Gallus in Leipzig gedruckt mit polnischen Vocabeln 1525 ist Rec. aus den Bandtkischen Collectaneis bekannt, so war auch eine dürftige Buchstabieranweisung aus Sclucyans catechismus von 1547 8. in Königsberg gedruckt. Ob überhaupt Königsberg wie vielleicht nicht selbst Krakau in Absicht der ersten polnischen Drucker Rang ablauten dürfte, ist eine Frage, die Recn. sich oft aufgedrungen hat. Das Zz für den Laut *scha* statt *ss* ist gewifs von daher nach Polen gekommen, und hat das czechische *ss* verdrängt. Dieß und mehrere andere Dinge führen Recn. auf diese Muthmassung, welcher er aber nicht trauet und trauen kann, wenn er bedenkt, was Krakau unter den Jagellonen gewesen ist.

Theologie.

Predigten in der Hof- und Sophienkirche zu Dresden im Jahre 1813, über die epistolischen Texte gehalten, von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, königlich-sächsischem Oberhofprediger, Kirchenrathe und Ober-Consistorialassessor. — Erste Abtheilung. Nürnberg, bey *Friedrich Campe*. 1814.

Das erste Wort auf der Kanzel des unvergesslichen Reinhard von seinem verehrten Nachfolger gesprochen, ziehet gewifs die Aufmerksamkeit der meisten Leser der *W. A. L. Z.* an sich. Es erscheint hier mit 11 andern Kanzelvorträgen, sämtlich über epistolische Perikopen, deren Behandlungsweise mit jener der Reinhardischen Epistelpredigten vom Jahre 1806 die überraschendste Ähnlichkeit ausdrückt. Die zu Dresden gehaltene Antrittspredigt zeichnet sich durch eine besonders sorgfältige Benutzung des Textes aus, und zeigt, dafs es auf Erden keine edlere Verbindung gibt, als die Vereinigung der Christen in der Gemeine Jesu, weil von den Christen überhaupt ein beharrlicher Sinn für wahre Andacht, ein herrschender Geist des brüderlichen Wohl-

wollens, und ein thätiger Eifer für das gemeinschaftliche Beste, von den Lehrern hingegen ein mit Ehrfurcht verkündigtes Wort Gottes, Bescheidenheit bey dem Gebrauche der ihnen von Gott verliehenen Talente, und Berücksichtigung des Endzweckes, zu welchem sie berufen sind, strenge gefodert wird. An diese letzte Auseinandersetzung knüpft sich das Schlußgebet, mit welchem der Verf. seinen Eintritt in neue Verbindungen heiligt. Mit seltener Selbstverläugnung gedenket der Verfasser seines verewigten Vorgängers, und bewähret seine eigene Bescheidenheit im Gebrauche der Talente, zu welcher der Lehrer des Christenthumes verpflichtet sind. Der verehrungswerthe Redner spricht so: „Aus dem Munde eines Lehrers, um den du (glückliche Gemeinde) so oft beneidest, in dessen Besitze du immer glücklich gepriesen wurdest, hast du fast zwey Jahrzehende hindurch, Worte des Lebens, der Rührung, des Trostes vernommen, wie sie die Weisheit des Himmels nur in den Mund ihrer geweihten Freunde und Lieblinge legt. Wenn seine Gedanken schon in dem todten Zeichen der Schrift die Zweifel von Tausenden zerstreuten, und ihre Herzen mit frommen Regungen durchdrangen, wie müssen sie im lebendigen Worte erst auf dich gewirkt haben, der sie aus dem warmen Herzen, und von den beredten Lippen des Unvergeßlichen in reicher Fülle zuströmten! O! bey der Erinnerung an das, was du hattest, und nie mehr haben wirst, können heute nur Thränen der Rührung, der Dankbarkeit und Liebe deinen Kummer lindern, und deine geheime Sehnsucht stillen!“ Es ist dieß eine von den vielen Stellen, die es zweifelhaft machen, ob der Verf. an Lebendigkeit der Darstellung, und blühender Diction vor seinem Vorgänger nicht den Vorzug habe?

Die übrigen, in diesem Bande enthaltenen, und in Dresden vorgetragenen Predigten, sind alle mit der Freymüthigkeit und Wärme ausgesprochen, die von dem Bedürfnisse der Zeit gefodert, und durch die höhere Bildung des Kreises, in welchem der Verf. wirkt, gerechtfertiget wird. — Nur die erste Predigt dieser Sammlung ist nicht zu Dresden, wie es dem Titel nach zu glauben wäre, sondern zu Erlangen gehalten worden, und spricht die Hoffnungen eines scheidenden Lehrers am Grabe Jesu aus. Er hoffet nämlich: dafs der Segen eines treuen Unterrichtes unaufhaltsam in den Gemüthern der Zuhörer fortwirken, dafs der Eifer für die reinere Frömmigkeit des Herzens umsonst von dem Ärgernisse der Zeit bedrohet werden müsse, und dafs sich wahre Christen nur trennen, um bald in dem höhern Reiche Gottes für einen seligen Beruf vereinigt zu werden. Das Ganze be-

schliessen den Umständen angemessene Segenswünsche. Mit des Verfs. vortrefflicher Diction, kontrastirt es zuweilen, daß in seinem Vortrage biblische Stellen vorkommen, die, weil ihnen gar keine Erklärung zugefügt wird, vielen, wenn gleich gebildeten, aber mit der Bibelsprache weniger vertrauten Zuhörern, ganz unverständlich bleiben müssen. Indessen ist sein Bestreben, biblisch zu reden, des dankbarsten Lobes werth, und manchem neuern Kanzelredner als ein nachahmungswürdiges Muster zu empfehlen. Möchte es dem allgemein verehrten Verf. gegönnt seyn, bald in ungestörter Ruhe das Werk zu fördern, für welches sein Vorgänger mit so vielem Ruhme gewirkt hat!

Deutsche Sprache.

Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelungs und Campe's Wörterbüchern. Neue stark vermehrte und durchgängig verbesserte Ausgabe von Joachim Heinrich Campe, Doctor der Gottesgelehrtheit. Motto: Eines Volkes Ehre hängt größtentheils an seiner Muttersprache. Diese ist der Landesherrn Fuhrwerk (?) (Vehikel). Über sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit muß man mehr eifern, als über der zartesten Liebsten Ehre. Realis de Vienna. Braunschweig, 1813. In der Schulbuchhandlung. gr. 4. XIV und 670 S.

Das vorliegende Werk kann wohl füglich als ein eigenes, für sich bestehendes angesehen und angezeigt werden, wie auch zum Theil der Titel des Buches besagt, welches sich nur mittelbar an die Werke Adelungs und Campe's anschließt. Ist dieß Werk auch nur die zweyte Auflage eines schon seit mehrern Jahrzehnten rühmlich bekannten Buches, so hat es doch so viel mannigfaltige Zusätze erhalten, die Ansicht der Meisten über die nothwendige Reinigung der deutschen Sprache hat sich so umgewandelt, so der Erkenntniß dieser dringenden Verbesserung zugekehrt, daß es nicht unrecht erscheinen wird, wenn wir auch hier ausführlicher darüber sprechen.

Ein altes Sprichwort sagt: „gut Ding will Weil“.

und dieß bewährt seine Wahrheit auch bey der Angelegenheit die vorliegendes Buch behandelt. Der Beurtheiler erinnert sich noch sehr wohl aus seiner Jugend aller der faden und nichts sagenden Spötteleyen (für die Jugend aber immer verderblich), welche die ersten Versuche der deutschen Sprachreinigung verhöhnten, des Zerrworts Schnupfkrautkastendeckelgemälde (Tabaksdosenporträt), welches gebildet ward, der Späße über das ganz wohl ersonnene Wort: Stell - dich - ein und dergleichen mehr. Man fühlte damals noch nicht die Nothwendigkeit einer vom Grund ausgehenden Verbesserung; man franzmännelte im Sinn und Wort, und die damalige Zeit war nicht geeignet, andere Meinung einzulösen.

Der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verzerrbildete deutsch-Franzos war ins Leben eingegangen, man sprach Französisch, die königlichen und fürstlichen Gelehrtenvereine waren nach französischem Zuschnitt gemacht.

Wie mußten bey einem solchen Sinne und Ungeiste daher Versuche betrachtet werden, die der Muttersprache ein freyes Feld der Ausbildung eröffneten, die darum schon strafbar war, da sie der beschützte Ausländer in dreißig Jahren nicht lernen konnte und lernen mochte! Daher so mannigfaches seichtes Geschwätz, daher das Sträuben gegen die neu erfundenen oder wieder erweckten alten Worte, daher das strenge Beharren bey alter Fehlerhaftigkeit und Narrheit.

Jetzt ist es anders; nicht mehr die Stimme einzelner erhebt sich, sie wird die Stimme der Menge; tüchtige Lehrer führen ihre Jugend auf richtigem deutschen Pfade, immer mehr verschwindet des Ausländers Wort; was vor zwanzig Jahren ausgesät ward, trägt reiche Frucht und verspricht noch reichere Ernte. Es ist ein Wahnbegriff, wenn man glaubt, ein deutsches Wort, für ein fremdes gebraucht, gäbe eine gewisse Ziererey; erblicken wir dann in einer Übersetzung sonst eine Ziererey? Man lese nur die alten Deutsch-Franzosen, wie huntschekig und schlecht sie uns vorkommen; das Mehr oder Minder thut nicht viel zur Sache. Wir hegen die Hoffnung, daß sich immer mehr Schriftsteller, hoffentlich auch die ersten unseres Volkes, anschließen werden; denn gerade Deutschlands größter Dichter hat in der letzten Zeit uns oft den Wunsch abgenöthigt, er möchte sich mehr fremder Worte enthalten.

Dauernde Verdienste erwarb sich um diese Verbesserung der deutschen Sprache Hr. Campe. Im J. 1794 traten in der Berliner gelehrten Gesellschaft der Wissenschaften einige Männer mit Kraft hervor, die in diesem Vereine, der bis dahin wohl nicht sehr deutsche Gesinnungen gezeigt hatte,

auch weniger deutsche als französische Mitglieder enthielt, ein ruhmwürdiges Streben anfauchten, auch für die deutsche Sprache etwas zu wirken. Eine für diesen Zweck gegebene Preisaufgabe brachte mehrere Abhandlungen hervor, unter denen die von Campe gekrönt ward und einer von Kinderling den zweyten Preis erhielt. Die Bahn war gebrochen, und besonders Campe schritt muthig darauf fort. Manch neu gebildetes Wort fand in die Sprache der Schrift und des Lebens Eingang; aber der jetzigen Zeit war es wohl besonders vorbehalten, das man ganz durchdrungen war von der Überzeugung, das deutsche Vaterland und seine Sprache von den fremden Unwesen zu reinigen.

Den Anfang des vorliegenden Werkes macht nach zwey Vorreden eine Abhandlung: Grundsätze, Regeln und Grenzen der Verdeutschung enthaltend, welche das Wesentliche umfaßt, was einst in der gekrönten und bekannten Preisschrift gesagt ward. Die Abtheilungen dieser Abhandlung sind: I. ist vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt und besonders der Deutschen möglich? Wir wählen unter viel Gehaltvollem und wichtigem folgende Stelle aus: „der größte Unrath (der Sprachvermischung) ist glücklich ausgekehrt; die noch übrigen Staubtheilchen werden uns, wofern wir Männer sind, doch auch nicht Alpengebirge zu seyn scheinen. Nur etwas weniger Gemächlichkeitliebe und Fahrlässigkeit auf Seite unserer guten Schriftsteller, nur etwas mehr Strenge gegen Sprachversündigungen überhaupt und gegen muthwillige Verunreinigung unserer Sprache durch ausländisches Wortgemenssel insonderheit, auf Seiten unserer wirklichen Kunstrichter; nur etwas weniger Kälte von Seiten der Altermäner unsers gelehrten Freystaates, gegen die Versuche derer unter uns, welche sich die Reinigung unserer Sprache mehr als gewöhnlich angelegen seyn lassen, und etwas nachdrücklicher geäußerten Unwillen über das unverständige Hohnlächeln und Hohnlallen unserer anmatsenden Jünglinge und Knaben, die nicht wissen, und vor der Hand (jetzt wohl, da die Lehrer sich zu bessern scheinen) auch wohl nicht begreifen werden, wovon die Rede eigentlich sey, und worauf es hiebey ankomme: und wir werden geschwinder, als man glauben möchte, dahin kommen, das wir die allermeisten fremden Wörter, die nicht völlig nach deutscher Sprachähnlichkeit gebildet oder umgebildet worden sind, gänzlich werden entbehren können. — Der Zweck dieser Abtheilung ist zu zeigen: das alle fremdartige, vornehmlich alle etwas Abgezogenes, Allgemeines und Übersinnliches bezeichnende Wörter, die eines Theils noch nicht in die Volkssprache über-

gegangen sind, noch jetzt wieder ausgemärzt werden können und dürfen“ (und müssen, setzen wir hinzu).

II. Ist vollkommene Sprachreinheit nothwendig? Unter mehreren wieder sehr wichtigen Sätzen ziehen wir folgende aus: „Eine von aller Einmischung des Fremdartigen rein und unbefleckt erhaltene Sprache ist daher auch das beste und wirksamste Mittel oder Werkzeug zu der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Ausbildung desjenigen Volkes, welches das Glück hat, sie zu besitzen. — Wir müssen uns daher bemühen 1) zur allmähigen Verdrängung alles Fremdartigen aus unserer Sprache, so viele alte, zum Theil ver-gessene, echtdeutsche Wörter hervorzusuchen, und so viele neue zu bilden, als wir — versteht sich auf die nachher zu bestimmende rechtmäßige Weise — nur immer können und vermögen; und unterdessen 2) da, wo wir nun einmal nicht umhin können, entweder in die bereits geschene Einbürgerung oder in den jetzt noch nicht zu vermeidenden Nothgebrauch eines ursprünglich fremden Wortes zu willigen, uns wenigstens, so sehr wir können, gegen die Aufnahme oder Beybehaltung aller derjenigen fremden Wörter zu stemmen, welchen man vorher nicht erst ihr Fremdartiges genommen, und das völlige Gepräge unserer eigenen deutschen Sprachgleichförmigkeit aufgedrückt hat. — Dann: der Deutsche hört in eben dem Masse auf, ein Deutscher, also das zu seyn, wozu ihn die Natur bestimmt hatte; er hört in eben dem Masse auf, in die Eigenthümlichkeiten der Denk- und Sinnesart eines Deutschen, in die natürliche, sittliche und bürgerliche Verfassung seines Landes genau zu passen, in welchem er aus seiner Landessprache ein buntscheckiges Gemisch von ausländischen und einheimischen Lauten und Wörtern werden läßt. — Eine, von aller Einmischung des Fremdartigen rein und unbefleckt erhaltene Sprache ist daher auch das beste und wirksamste Mittel oder Werkzeug zu der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Ausbildung desjenigen Volkes, welches das Glück hat, sie zu besitzen.“

III. Wie weit kann und muß die für unsere Sprache noch mögliche Reinigung getrieben werden? Hier stellt der Verf. unter andern die Regel auf: das wir ohne Noth, d. i., ohne vernünftige Gründe, welche die Verwerfung eines Wortes rathsam machen können, keine in unserer Volkssprache einmal eingebürgerte, durchgängig verständliche, allgemein übliche und zugleich sprachähnliche Wörter, auch wenn sie ausländischen Ursprungs sind, oder zu seyn scheinen, aus bloßem Reinigungskitzel wieder auszumärzen versuchen

müssen. Ein unstreitig wichtiger Grundsatz und warnend, nicht zu freygebig mit Sprachänderungen und Verbesserungen zu seyn, da wir dem Sprachforscher alle Wegweiser entziehen würden, die Verhältnisse und die Abstammung der Sprachen von einander zu entdecken, und daraus die wichtige Stammverwandtschaft der Völker zu enthüllen. Wegschwätzen läßt sich bald ein Wort und ein anders zu recht schneiden, welches oftmal gar nicht dankenswerth ist. Wir können uns dabey einen Punct denken, wenn wir die morgenländischen Sprachen einmal erst genauer kennen werden, auf dem wir die Hälfte unserer Sprache wenigstens wegwerfen müßten. So weisen auch viele Sprachähnlichkeiten und Gleichheiten bey den verschiedensten Völkern auf eine gemeinsame Mutter; wir erinnern nur allein an das Wort *Sack*.

Der Verf. zeigt darin auch sehr richtige und gemäsigte Grundsätze, die ihn schwer zu einem so blinden Hineintappen in die Sprache verführen werden, wie wir leider in neuesten Zeiten bey sogenannten Sprachverbessern gefunden haben. Außerdem bewährte er früher und später große Kenntniß und Übersicht des Sprachschatzes, und wenn im Anfange und Fortgange seiner Arbeiten, so wie erst in der letztern Zeit, eine durchgreifendere Kenntniß der Altdeutschen Sprache dazu getreten wäre, so möchte manche Aufgabe noch glücklicher gelöst worden seyn, welches wir von der Folge noch zu erwarten haben.

IV. Welche Theile des Deutschen Sprachschatzes bedürfen vorzüglich der Absonderung des Fremdartigen; in welchen andern hingegen würde die Absonderung unthunlich oder nachtheilig seyn?

Wir führen hieraus besonders die wichtige Bemerkung von Leibnitz an, der sagt: „dafs, da Alles, was der gemeine Mann treibt, ohne Einmischung fremder Wörter, deutsch gegeben werden kann, kein Grund zu zweifeln sey, dafs auch diejenigen Sachen, womit die Vornehmen und die Gelehrten sich beschäftigen, wenn diese gewollt hätten oder jetzt noch wollten, eben so gut durch reines Deutsch hätten ausgedrückt werden können.“ Höchst reich sind aber auch einzelne Künste und Gewerbe; besonders sind bey dem Bergbau beynahe durchaus alle Kunstwörter rein deutsch.

V. Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinheit und die Bereicherung der deutschen Sprache am besten befördert werden?

Diesen wichtigen Abschnitt müssen wir wieder genauer betrachten. 1. Von den echten Quellen der deutschen Sprachbereicherung, a) die ältesten und alten Denkmäler unserer Sprache bis Luther. Der Verf. gesteht selbst, dafs diese Quelle uns noch nicht recht eröffnet sey. Erst die neueste Zeit

bereitete einiges vor, was aber noch weit durchgreifender ausgebildet werden muß, als geschehen ist und bis jetzt hat geschehen können, da jene Werke noch sehr einseitig untersucht und behandelt worden sind, welches in der Natur der Sache selbst liegt, da Wenige sich nicht so zersplittern können, dafs sie die reichströmenden Quellen in alle ihre Bestandtheile zersetzten und brauchten. Viele schöne Hoffnungen müssen daher ihre Erfüllung erst langsam von der Folge erwarten. Wir machen dabey aber auch besonders auf die Werke der so oft verachteten oder zurückgesetzten Meistersinger aufmerksam, da man mehrtheils von *dichterischem* Werthe ausging, der in vieler Hinsicht, besonders bey den eigentlichen Meistergesängen, sehr geringe ist, desto bedeutender aber hervortritt in Bearbeitung alter Sagen, Geschichten, Erzählungen. Das erste Gesetz in der Lehre der Meistersinger war ja: „dafs alle Meisterlieder sollen vermöge der hohen Deutschen Sprache gesungen werden. (Sammlung für Altd. Lit. u. Kunst I. 1. S. 181.) Am reichsten wird die Ausbeute aus dem fruchtbarsten Dichter, dem Hans Sachs, seyn, der viel treffliche Worte uns gibt. Beyläufig fällt uns nur eins ein, zur Ergänzung Campe's, der es nicht mit anführt, das Wort *Kopfgesims* für *Capital*. b) Luthers Schriften. c) die deutschen Schriftsteller neuester Zeit. Hierzu hat Campe viel gethan und fleißig gearbeitet, wie sein vor uns liegendes Werk beweiset, vor allem aber sein großes Wörterbuch, dessen Reichhaltigkeit unverkennbar ist. d) Die Schriften der Schwärmer. So reich diese Quelle auch seyn mag, muß sie doch nur mit großer Vorsicht benutzt werden, damit nicht der Geist der deutschen Sprache zu sehr verletzt werde. e) die Hauptmundarten der deutschen Sprache. Diese trefflichen Fundgruben sind noch lange nicht gehörig benutzt, ja selbst vernachlässiget worden, weil Adelung unglücklicherweise alle solche Worte, die nicht in seine Meißnische Sprechweise paßten, mit dem Beysatz *landschaftliche Redensart* (Provinzialismus) verwarf. Hier gibt uns unter andern das Schweizerische Landschaftswörterbuch von Stalder ganz treffliche Anleitungen, wodurch selbst Theile der Wissenschaft, die jetzt sehr vernachlässiget sind, z. B. die Kriegssprache, wichtige Beyträge erhalten könnte. Gerade die jetzige Zeit, die auf den Krieg so gespannt ist, möchte dazu bequem seyn, eine Menge echtdeutscher Worte einzuführen, da der oftmalige Gebrauch, die allgemeine Theilnahme an der Zeit, sie bald einbürgern würde. f) die mit der Deutschen verschwisterten oder verwandten Sprachen. Auch hier ist große Umsicht erforderlich, um nicht Fremdes für Verwandtes zu halten.

g) die innere Fruchtbarkeit unserer Sprache zur Hervorbringung neuer Wörter. h) die wörtliche oder buchstäbliche Übersetzung aus andern Sprachen. i) der Gebrauch eigentlicher Wörter in einem neuen uneigentlichen Sinne. 2. Von den Grundsätzen und Regeln, nach welchen zur Reinigung und Bereicherung unserer Sprache aus diesen Quellen geschöpft werden muß. Hier führt der Herr Verf. auf eine tüchtige Art die Benutzungsweise jener obigen Quellen aus, und macht auf dasjenige aufmerksam, was bisweilen der Einführung eines Worts entgegensteht.

Ehe wir zum Schluß kommen, bemerken wir noch, daß dies Buch in der Büchersammlung *keines* deutschen Gelehrten fehlen sollte; denn jeder wird häufig seine Zuflucht dazu nehmen müssen, um fremde Wörter, die sich ihm beym Schreiben aufdrängen, auszumärzen. Einem jeden Schriftsteller sollte und mußte es damit jetzt rechter Ernst seyn, wenigstens einem jeden, der auf den Namen eines *deutschen* Schriftstellers Anspruch machen will. Bey einem solchen häufigen Gebrauch dieses Wörterbuches würden sich auch gewiß manche geistreiche Zusätze den Gebrauchern aufdringen, und so würde dies Werk durch einzelne Bemühungen zu immer größerer Vollkommenheit gebracht werden.

Vielen, die sich noch jetzt gar heftig und ungebärdig dagegen sträuben, führen wir vor, daß man schon jetzt in jeder edeln Schreibart, im Trauerspiel, in der Rede, in der Predigt, in einem hohen und gediegenen Geschichtswerke die fremden Ausdrücke vermeidet und zu umgehen sucht. Das öftere Nachdenken bey dem Umgehen führt am Ende auf neue passende Worte. Ein dichterisches Werk, mit fremden Worten gespickt, sey es in gebundener oder ungebundener Rede, ist immer widerlich, wenn auch verwöhnte oder schlecht gewöhnte Leser ruhig darüber hingehen; und weder unsere großen Dichter, die leider der Vorwurf der Unreinheit der deutschen Sprache nur zu oft in neuester Zeit trifft, noch weniger unsere vielen kleinen Dichter können und müssen in dieser Hinsicht Nachsicht finden.

Es ist aber eine ganz falsche Ansicht, wenn man glaubt, man könne oder müsse undeutsch geschriebene Schriften, es seyen welche es wollen, *undeutschen*; dadurch werden nur Mißgriffe hervorgebracht, die Lachen erregen und den Fortschritt der guten Sache hintertreiben. da ein buntscheckiges, kindisches Wesen herauskommt,

das dem Geiste der deutschen Sprache ganz widerstrebt. Es ist vielmehr nur Pflicht der Schriftsteller, die undeutschen Worte zu *vermeiden* und ihren Gebrauch zu *umgehen*. Daher sind denn auch die Schlußsätze des Verfs. des vorliegenden Werkes sehr zu beherzigen, indem er sagt:

1) Man vermeide, indem man die Sprache durch neue aber bisher nicht gewöhnliche Wörter, Wortfügungen und Wendungen zu bereichern sucht, so sehr als möglich Alles, was durch Sonderbarkeit oder Seltsamkeit auffallen kann, und bemühe sich vielmehr, das Neue oder Ungewöhnliche dem Alten und Gewöhnlichen, durch größtmögliche Annäherung so ähnlich zu machen, daß die Neuheit oder Ungewöhnlichkeit desselben, so wenig als möglich, empfunden werde. 2) man vermeide, um eben dieser Ursachen willen, das Anhäufen neuer oder ungewöhnlicher, wenn gleich an sich guter Wörter, in einem und eben demselben Vortrage.

Diese eigenen und fremden Sätze mögen die Betrachtung eines Buches einleiten, das wir hiermit verbinden, wodurch wir auch über das Wörterbuch selbst noch einiges hinzu fügen können.

Schöne Wissenschaften.

Zwey Theaterstücke vom Freyherrn von *Thumb*. Tübingen, in Commission der *Heerbrandt'schen* Buchhandlung 1813. 8. 138 S.

Unter diesem Titel erscheinen hier zwey Schauspiele: *Täuschung und Wahrheit*, und die *Heimlichkeiten*, von welchen beyden sich kaum etwas anderes sagen läßt, als daß sie ganz gewöhnliche Theaterstücke sind; gerade mit so viel Lebenskraft ausgestattet, um den Zuschauer während der Aufführung am vollständigeren Schlafe zu verhindern, aber keineswegs an Erfindung oder Ausführung so reich oder tief in's Gefühl eingreifend, um jenen Halbschlummer zu verscheuchen, der größtentheils in allen Darstellungen des bürgerlichen Lebens sich über unserm Theater lagert, und die Augenlieder des Publikums mit sanfter Übermacht sich zu senken zwingt. Darum auch Friede mit ihnen, die Niemand's Ruhe zu stören gesonnen sind.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 29.

Dienstag, den 12. April

1814.

Rechtsgelehrtheit.

Handbuch für Criminalrichter, Bezirksobrigkeiten und jene, die sich zum Criminalrichteramte vorbereiten. Zweyter Band, enthält das erste bis einschliesslich zehnte Hauptstück von dem zweyten Abschnitte des ersten Theils des österreichischen Strafgesetzbuches vom 3. September 1803, mit den hierüber bisher erflossenen Nachträgen und Erläuterungen, dann früheren dahin passenden Verordnungen, nebst einigen praktischen Bemerkungen, und literarischen Notizen aus Schriftstellern, und auswärtigen Gesetzgebungen, vorzüglich aus dem Codex des französischen Criminalprocesses mit einem Anhang. *Dritter Band*, enthält das eilfte bis einschliesslich letzte Hauptstück von dem zweyten Abschnitte des ersten Theils u. s. w. Von *Joseph Carl, Edlen von Wagersbach*, k. k. Landrath im Herzogthum Steyer. 200 und 193 Seiten 8. Grätz bey *Johann A. Kienreich*. 1812 und 1813.

Was Recensent bey der Anzeige des ersten Theils dieses Handbuches (W. a. Lit. Zeitung Num. 25, S. 586) voraussagte, dafs die Criminal-Gerichtsordnung für den Hauptzweck desselben, die Sammlung *neuer*, dahin Bezug habender Verordnungen noch weniger Stoff darbiete, als das System von Verbrechen und Strafen, ist in vollem Mafse eingetroffen. Der zweyte Theil dieses Buchs enthält aufser einigen, dem ersten Hauptstücke eingeschalteten, Verordnungen, die sich grosentheils nur auf die Organisation einzelner Gerichte beziehen, in Allem nicht mehr, als 19 nach Erscheinung des Strafgesetzes vom J. 1803 erflossene Erläuterungen.

Viertes Heft.

Das ganze 3. 7. 8. und 9. Hauptstück ist hierbey Icer ausgegangen, und selbst unter der geringen Zahl kommen noch (z. B. S. 28) manche nur sehr entfernt hierher passende Normalien vor. Desto häufiger sind die, zum Theil interessanten, Bemerkungen des Verfs., die sich jedoch meistens auf Errichtung ordentlich organisirter Criminal-Gerichte beziehen, (S. 18, 28, 34, 44, 64, 83, 94, 108 und 113) und zweckmässige Hinweisungen auf die verschiedenen im Zusammenhange stehenden §§. des Gesetzes. Um den Lesern von der Beurtheilung des Verfs. eine kleine Probe zu geben, weisen wir sie auf die ad § 376 Anm. ** S. 140 aufgeworfene Frage. — Der Anhang (S. 168 bis zum Ende) begreift unter Num. 1 zu § 211 die vom Verf. ämtlich geäußerte Meinung über die Vereinigung eines gröfsern Stadt-Magistrats mit den Landrechten (dem Landrechte) der Provinz, vorzüglich in Beziehung auf Criminal-Gegenstände; unter Num. 2 zu §. 242 die von der West-Galizischen Einrichtungs-Commission am 6. September 1799 publicirte Instruction zur Erhebung des corpus delicti in Tödtungs- und Verwundungsfällen; unter Num. 3 die Instruction für Kerkermeister und Gefangnenknechte bey dem Stadt- und Landrechte in Kärnthen; endlich unter Num. 4 und 5 Formulare eines Gefangnen-Protocolls, und eines Journals über die von einem Richter abgeführten Criminal-Processse. Das Ganze strotzt auf eine fast ungläubliche Weise von Sprach- und Druckfehlern. — Schliesslich bemerkt Rec. nur noch ein diesem Theile mit seinem Vorgänger gemeinschaftliches Gebrechen. Der Verf. scheint nämlich die in Frankreich *wirklich geltenden* peinlichen Gesetze, (Code pénal vom 13. März 1810, und Code d' instruction criminelle vom 1. Jänner 1811) gar nicht zu kennen: er beruft sich vielmehr in den so häufigen Citaten der französischen Criminal-Gesetze durchaus blofs auf die älteren unverbindlichen Gesetzentwürfe.

Vom dritten Theile gilt, wie der Augenschein

lehret, überhaupt die im Eingange dieser Anzeige gemachte Bemerkung. Der Anhang zu demselben enthält 1. Muster von Kundmachungs- und Vollziehungsprotocollen criminalgerichtlicher Urtheile, 2. Beyspiele von den bey der öffentlichen Kundmachung vorzulesenden Auszügen, über die von dem Vorgeführten verübten Verbrechen; 3. die berichtliche Anzeige des Verfs. an das J. Ö. Appellationsgericht über die mißglückte Vollziehung eines Todesurtheils an einem Verbrecher vom Militärstande sammt der darüber ertheilten Belchrung; 4. einen in Preussen sich ergebenden merkwürdigen Fall eines, über fünf, zum falschen Geständnisse einer Brandlegung im Jahre 1800 lediglich durch die, während ihrer Untersuchung erhaltenen, Schläge, und aus Furcht vor mehreren Schlägen verleitete, Untersuchte gesprochenen Todesurtheils; aus Arnims Bruchstücken über Verbrechen und Strafen; 5. eine Anfrage sammt Erläuterung in Betreff des 480. § unseres Strafgesetzes; 6. die Hofkammer-Verordnung vom 28. Jänner 1812 wegen Verpflegung und Behandlung arretirter Gefällsübertreter; 7. einen umständlichen Bericht des Verfs. über Verminderung der Eisendiebstähle, welcher die Billigung des Obergerichts erhielt; endlich 8. zwey Formularien von Criminal-Tabellen und Ausweisen.

Man kann einigen dieser Ausarbeitungen Interesse und Zweckmässigkeit nicht absprechen. Nur wäre mehr Sorgfalt für die Darstellung, und die Richtigkeit der Sprache zu wünschen. Besonders widrig ist die so häufige Vermengung der directen und indirecten Rede, der Erzählung und des Actenauszugs, oft in demselben Satze, im 3. Beyspiele sub N. 2. u. a. a. O. — Zwey Nachträge enthalten einige neuere Verordnungen. Ein Verzeichniß der Criminalgerichte Innerösterreichs beschließt das Ganze. — Der Ausdruck „Ende des dritten Bandes und ersten Theils des Strafgesetzbuches.“ scheint uns auch eine ähnliche Bearbeitung des Gesetzbuchs über schwere Polizey-Übertretungen anzukündigen. Da der Verf. schon diesen Theilen sehr viele Polizey-Verordnungen eingeschaltete that, so wird er wohl in der Fortsetzung öft bloß zurückweisen müssen.

H/s.

P o l i t i k.

Blick auf die neuesten Zeit- und Flugschriften.

Das preussische Volk und Heer im Jahre 1813. Von E. M. Arndt. 1813. 52 S. in 8. (Fortsetzung).

Der treffliche Verfasser beyrkundet auch in dieser kleinen Schrift sein vorzügliches Talent zum

Volksredner. So wie er nach dem Feldzuge von 1812 die russische Tapferkeit zur Ausdauer im Kampfe ermuthigte, und in seiner 1813 erschienenen *Glocke der Stunde in drey Zügen* mit hinreisender Beredsamkeit an die Denkwürdigkeiten des vorhergegangenen Jahrs erinnernd, alle Gemüther begeisterte; — so fand er in den heroischen Thaten des preussischen Volks den herrlichsten Stoff, um mit kräftiger Stimme die erschlafnen Germanen aus dem Schlummer zu rütteln, und zur Pflicht zurückzuführen, die ihnen durch die Jahre der Knechtschaft fremd zu werden anfang. Denn es war das erste deutsche Volk, das unter den mißlichsten Umständen, während der gänzlichen Zerrüttung seiner Geldkräfte, in einem ausgesogenen, vom Feinde besetzten Lande, bey noch fernner Hülfe, bloß auf Gott und die gerechte Sache vertrauend, sich erhob, um das Vaterland und Germanien von den Horden des Unterdrückers zu befreien, und die Schmach zu rächen, die der übermüthige, keine Gränze des Rechts achtende Sieger im Jahr 1807 auf den preussischen, einst so hoch gefeyerten Namen gelastet hat. Welcher Deutsche trauerte nicht mit Arndt in diesem verhängnißvollen Jahre? Wer fühlte nicht, daß mit Preussens Falle auch die letzte Stütze der germanischen Freyheit im Norden eingerissen, und daß nun erst die Fesseln mit dem letzten noch fehlenden Gliede befestigt wurden, die das edelste, geistreichste, freyste und erste Volk der Welt — die *Deutschen*, in die tiefste Sklaverey schmieden sollten.

Aber das versunkene Volk hat sich wieder erhoben, den Schlamm und die Schlacken abgeschüttelt, den gebeugten deutschen Geist mit neuen Muth und frischer Hoffnung erfüllt: und sein Muster blieb nicht ohne Nachahmung; bald folgte Österreich, bald das gesammte Deutschland; gedrängt durch eine gemeinsame Noth, verbanden sich seit langer, langer Zeit zum erstenmal wieder *alle* Völker germanischer Abkunft, schlossen sich innig aneinander; alle Privatinteressen verstummten, sie kannten und fühlten nur ein einziges, höchstes, begeisterndes — Rettung des gemeinsamen Vaterlandes — Freyheit — und niedergeschmettert wurde der Tyrann, seine drohende, verderbende Kraft vernichtet, die schwachen Überreste seines Heeres vom Deutschen Boden weggeschwemmt, der vaterländische Rhein dem Zwingherrn entrissen, und die getrennten, jenseits des Flusses wohnenden Brüder vom Joche befreyt. Das deutsche Volk bewies der Welt und ihrem Feinde, welch' unwiderstehliche Kraft in ihm wohne, wenn es darauf ankömmt, erlittene Schmach zu rächen; es hat sich sein Vaterland wieder ero-

bert, und wird es durch Einheit des Willens und der Kraft gegen jeden künftigen Angriff behaupten. Im hohen Lichte des Ruhms strahlt Preussens Volk und Heer in diesem heiligen Freyheitskampfe, und seine Thaten sind der würdigste Gegenstand, den ein geistreicher, mit allen Gaben der Beredsamkeit ausgestatteter, die Freyheit des deutschen Vaterlandes mit Begeisterung liebender Schriftsteller wählen konnte, um durch sein Gemälde auf die Herzen des gesammten deutschen Volks zu wirken, und seine Kraft zu ähnlichen Thaten zu wecken. — Die Erfahrung hat uns belehrt, daß seine Stimme nicht in der Wüste schallte, und daß sein regsamer Eifer herrliche Früchte gebracht hat.

Die Leiden des preussischen Volks während den letzten fünf traurigen Jahren, sind in dem Gedächtnisse jedes Deutschen zu tief eingepägt, als daß ihrer in diesen Blättern noch erwähnt werden sollte. Wir haben mitempfunden, was unsere Brüder, was ein Glied des großen germanischen Bundes litt. Billig übergeben wir daher in dieser Anzeige die Darstellung aller Mißhandlungen und der drückendsten Ungerechtigkeiten, welcher sich der siegestrunkene Unterdrücker bediente, damit dem unglücklichen Lande auch jede Hoffnung zur Erholung und Wiederbelebung geraubt werde. Der Verf. hat sie auf das lebhafteste von S. 1—16 des vorliegenden Werkchens geliefert. Wir begnügen uns nur etwas von demjenigen, und davon nur das wichtigste auszuheben, was vom Jahre 1808—1812 gethan worden ist, damit Preußen (und mit ihm Deutschland) wieder aufgerichtet würde.

„Napoleon hatte gemeint, der preussische Staat sey durch die grausamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er sich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerrissen nun so liegen lassen, bis die Zeit da sey, ihn ganz zu vernichten; Napoleon hatte recht, so weit ein gemüthloser Mensch, der die Menschheit nur nach ihren Schwächen und Lastern beurtheilen kann, die Welt versteht; er hatte zermalmt, und zermalmt, was zermalmt werden konnte: die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos gewesen ist, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles messen, nur nicht, wie weit die Geister sich beherrschen lassen.“

Und daß der Fremde den vaterländischen Geist nicht unter das Joch beugen konnte, das war es, was Preußen und was Deutschland rettete. Der König und sein Volk verzweifelten nicht an der Wiederherstellung des alten Ruhms. Die erlittenen harten Verluste wurden durch den raschen Muth und die Entschlossenheit vermindert, mit

welchen an der Reform des noch Erhaltenen gearbeitet wurde. Die Unfälle dienten nur, die Monarchie vom alten Schlamme zu reinigen, und sie zur Wiedergeburt vorzubereiten. Die ganze Verfassung wurde neu gestaltet, und der Zeit und ihren Forderungen so angemessen, daß die Geister geweckt und ermuthigt würden; die noch übrigen Festungen ausgebessert und mit Geschütz versehen; unter den Augen der spähen Feinde durch eine geschickte Anwendung des Beurlaubungssystems ein neues beweglicheres und streitfertigeres Heer gebildet (der unsterbliche *Scharnhorst*); die Staatsschuld nach und nach abgetragen, um die Festungen, welche die Franzosen unter dem Titel eines Pfandes in Besitz hatten, allmählich wieder zu gewinnen. Und dieß alles, dieß so Verschiedene, Vielfache und in den damaligen Verhältnissen Preussens so Schwere, wurde größtentheils in wenigen Jahren vollendet, und wäre ganz vollendet worden, wenn die Treulosigkeit der Franzosen in Rücksicht der Herausgabe der Festungen, und die immer deutlicher gewordene Absicht Napoleons, Preußen nicht zu Athem kommen zu lassen — nicht manchen gut begonnenen Versuch vereitelt hätten.

Zwey Dinge liefs aber die preussische Regierung bey allen ihren Mafsregeln nicht aus den Augen, zwey Dinge, wodurch der kleine und schwache, schon ehemals zu einem großen und mächtigen Staate gewachsen war: und diese beyden Dinge waren „den Geist frey zu lassen, und das Volk kriegerübt zu machen.“ Preußen errichtete und verbesserte mitten im Staatsbankrotte die Universitäten zu Berlin und Breslau, vermehrte alle Hülfsmittel für Künste und Wissenschaften, liefs der Gedankeneröffnung durch Wort und Schrift freyen Spielraum, schuf so in den Gemüthern des Volks großherzige Gefühle und kühne Gedanken, übte die ganze waffenfähige Jugend in dem Mechanischen des Kriegs, ohne doch mehr, als die im Frieden von Tilsit stipulirte Zahl von 45,000 Mann stehender Truppen zu überschreiten, belebte den Geist der Wissenschaftlichkeit und *Anspruchlosigkeit* unter den Offizieren — und als endlich die Zeit kam, wo das Vaterland von allen diesen Vorbereitungen Gebrauch machen, wo der entscheidende Entschluß zur Rettung und Wiedererlangung der Freyheit gefast werden sollte: fand es sich, daß zwar Preußen durch den Frieden von Tilsit die Hälfte seiner Länder eingebüßt, und an Geldkräften bankrott gemacht, dafür aber an geistiger Kraft, und was noch mehr ist, an Liebe und Treue zum Vaterlande, an Einheit der Regierung und des Volks doppelt gewonnen habe. Selbst die vorübergehende Verbindung mit Frank-

reich, und die kurze, mehr negativ geleitete Feindseligkeit gegen Rußland, diene der Regierung und dem Volke als Mittel, sich zu überzeugen, daß die Vorbereitungen Wurzel gefaßt, der kriegerische Muth geweckt, die alte Tapferkeit des preussischen Heeres wiedergekehrt sey. Und als nach den leidenvollen Rückzuge der Franzosen und dem Annähern der russischen Heere, des Königs Ruf an sein Volk erscholl: daß nun die Zeit gekommen, wo die drückende Schmach vergolten, die beleidigte Nationalehre gerächt und die verlorne Freyheit wieder errungen werden sollten — da hoben sich Tausende und Zehntausende der schon früher geübten Jünglinge und schlossen sich an das zurückkehrende Heer, das sich bereits im Kampfe versucht hatte; der kriegerische Geist der Nation wurde durch die Errichtung von Landwehren und Landsturm — beyde zur Ergänzung des stehenden Heeres bestimmt — noch mehr belebt, und das lang vergessene Gefühl erwachte aufs neue: „daß in großen Gefahren des Vaterlandes jeder freye Mann auf der Schwelle seines Hauses oder in den Thoren seiner Stadt als Leiche liegen müsse, ehe ein Feind eingehen dürfe.“ — „Das ganze preussische Land ward ein Übungsplatz, fährt der Verf. fort, alle Preussen wurden Soldaten, nicht bloß durch das königl. Wort, sondern durch das stolze Herz, das sich lange vergebens geschnt hatte, gegen Franzosen zu streiten. Der Befehl des Königs, und der Wille des Volks war eins.“

Doch das Werkchen selbst muß von jedem deutschen Patrioten gelesen werden, unmöglich kann diese Anzeige alles aufnehmen, was der feurige, für Deutschlands Wohl so hochgesinnte Verf. in der herrlichen Denkschrift über Preussens Heroismus ausgesprochen hat. Referent macht nur noch auf die herrlichen Betrachtungen aufmerksam, die der Verf. S. 45 u. f. der deutschen Nation ans Herz legt. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, etwas davon auszuheben.

Der Verf. könnte der Einseitigkeit und zu großen Parteylichkeit für Preussen beschuldigt werden; denn sonderbar finden muß der Leser das gänzliche Stillschweigen von den Verdiensten der übrigen alliirten Mächte um die Freyheit von Deutschland, besonders wenn er bemerkt, daß die vorliegende Schrift schon zu Ende October 1813 dem Drucke übergeben war. Rec. muß selbst gestehen, daß ihm bey den meisten in Norddeutschland (im Jahre 1813) erschienenen Zeitschriften diese Vorliebe zur Einseitigkeit aufgefallen sey. Der Süddeutschen, und besonders derjenigen Macht, die die Retterinn der Retter bildete, wird nur im Vorbeygehn gedacht. Oder überlassen es die nörd-

lichen Schriftsteller unseres Vaterlandes, bey der vollkommenen innern Würdigung des entscheidenden Gewichts, das die moralischen und physischen Kräfte der südlichen Völkerschaften in die Wagschale legten, den eigenthümlichen Rednern derselben, die Großthaten ihrer Heldenheere zu rühmen? Und daß der letztern so wenige, und noch weniger mit der begeisternden Feuerkraft des Südens entflammte Sprecher auftreten, woher mag das kommen? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Philologie.

Historisch-kritische Einleitung in sämtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments, von Dr. Leonhard Bertholdt, ordentl. öffentl. Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Erlangen. Dritter Theil, welcher die Einleitung in die historischen Schriften enthält. Erlangen, bey Johann Jakob Palm 1813. 37 Bogen und 12 S. Vorrede in 8.

Das Urtheil, welches von einem andern Recensenten in unsern Blättern (1813. Nro. 77. S. 1367. ff.) von den ersten zwey Bänden dieser Einleitung, im allgemeinen ist gefällt worden, bleibt auch von diesem dritten Bande wahr, nur hat der Hr. Verf. hier mehr Eigenes, indem er in den wichtigsten Fragen von den neuesten Schriftstellern nicht selten abweicht, und seine eigenen Meinungen zu begründen sucht, auch manches gründlicher erörtert, und sich nicht zu voreilig mit den neuen Meinungen befriediget, wie seine zu raschen Vorgänger; daher er sich in der Vorrede mit folgenden Worten verwahret: „von manchen unserer gelehrten und von mir innigst verehrten theologischen Zeitgenossen wird mir in Ansehung dessen, was ich über das Alter und den Ursprung des Pentateuchs, des Buches Josuah und des Buches der Richter gesagt habe, der Vorwurf zu Theil werden, daß ich mich nicht von gewissen hergebrachten, oder doch sehr geltend gemachten Vorstellungen los gemacht habe; allein meine, auf wiederholtes sorgfältiges Studium dieser Bücher gebauten Überzeugungen erlauben mir nicht zu glauben, daß diese Schriften erst nahe an die Zeiten des babylonischen Exils, oder gar erst in oder nach denselben entstanden wären. Ich glaube die Geschichte der Literatur un-

„ter den Hebräern von vornen anfangen zu müssen; die ächt Davidischen Psalmen, die ächt Jesaianischen Stücke . . . die Aussprüche des Hoseas, Amos, Michas und anderer älteren Propheten, was (die) ungefähr nach der Verrückung der Entstehungsfolge der Bücher des alttestamentlichen Canons die ersten Producte der Hebräischen Literatur seyn würden, scheinen mir sowohl nach Sprache als nach Sachinhalt nothwendiger Weise in einer chronologischen Reihe erst nach den vorgenannten Büchern eingeordnet werden zu müssen. Denn in ihnen thut sich offenbar eine spätere Welt kund, die sich erst aus einer früheren, und zwar gerade aus derjenigen, welche sich in dem Pentateuche, in den Büchern Josua und der Richter regt und bewegt, entwickelt haben muß.“ Dieses Urtheil ist auf den Befund der Sache selbst gegründet, und wird gewifs von keinem unbefangenen und tiefer als gewöhnlich eingehenden Forscher in Anspruch genommen werden. Der Hr. Verf. hat gar nicht Ursache, den Vorwurf, den er entgegen sieht, hoch anzuschlagen; denn es kommt wahrlich nicht auf alt hergebrachte, oder neu hervorgebrachte Vorstellungen, sondern allein auf Wahrheit an, und der preiswürdigste ist derjenige, welcher der Wahrheit, sie mag alt oder neu seyn, am nächsten kommt.

Was Hr. Berthold in dem ersten, oder nach den fortlaufenden Zahlen, 223. §. sagt, daß die Geschichtsbücher immer die Stimmung und Ansicht des Volkes, unter welchem sie verfaßt worden, darstellen, können wir nicht unbedingt unterschreiben. Man wende es nur auf die Schriften des Joh. von Müller an, so wird sich die Unrichtigkeit sogleich deutlich zeigen. — Und vergleicht man die Ansicht der Begebenheiten, durch welche sich die Hebräischen Geschichtsbücher auszeichnen, mit der Stimmung der Hebräer im allgemeinen: so erhellet ebenfalls, daß diese Behauptung des Hrn. Verfs. auch hier nur in einem sehr beschränkten Sinne wahr ist. Die Hebräer waren bey weitem nicht alle, oder grössten Theils so religiöse, vielweniger dem wahren Gott so zugethan, als die Verfasser dieser Bücher; die Hebräer insgemein sahen die Begebenheiten bey weitem nicht in dem religiösen Gesichtspuncte an, unter welchem sie diese Geschichtschreiber stellen; in den Psalmen kommen öfters Klagen über Menschen vor, welche die göttliche Vorsicht läugnen Ps. 11, 4. 11. 14, 1—4. 73, 10—12. 94, 6—11., und die Propheten, vorzüglich Jeremias und Ezechiel, stellen uns eine sehr schlechte Seite des Volks dar. Der religiöse und theokratische Pragmatismus dieser Bücher zeigt also nicht die Stimmung des Hebräischen Volkes, sondern nur, daß diese Schrift-

steller nicht bloß Geschichte schreiben, sondern durch die Geschichte belehren, die Leser zu dieser Gemüthsstimmung leiten, und auf diesen Standpunct stellen wollten, von welchem sie die Begebenheiten ansahen und darstellten. Daher ist es wohl auch zu erklären, warum gerade diese Begebenheiten erzählt, und so viele andere, gewifs in anderen Rücksichten eben so wichtige oder noch wichtigere Vorfälle mit Stillschweigen übergangen, oder sehr kurz berührt werden, oder auch nur durchleuchten. So müßte auch wohl noch heute zu Tage ein Geschichtschreiber, der durch die Geschichte, Religion und Moral lehren, oder der Prediger, welcher die Geschichte zur Belehrung des Volks gebrauchen wollte, ein ähnliches Princip annehmen, und alles unter einen religiösen Gesichtspunct stellen, um religiöse und moralische Gesinnungen zu erregen.

Die Tradition von Mose als dem Verf. des Pentateuchs, führt Hr. Berthold §. 225 von den Zeiten Jesu rückwärts bis auf David durch Zeugnisse der h. Schriftsteller zurück 1. Paral. 16, 40.; hierbey aber hätte nicht zugleich 1. Kön. 2, 4. 29—34. S. 761 und 762 angeführt werden sollen, in welchen zwey Stellen vom Gesetzbuch keine Meldung ist. Das Buch Josuah läßt er nur für ein Gesetzbuch *Jehovas*, nicht aber für ein Gesetzbuch *Mosis* zeugen, weil die Stellen, wo dieses letztere erwähnt wird, Jos. 1, 7—8. 8, 31. 34. 23, 6. vergl. 11, 12. 14, 2. 5. 17, 4. 20, 2., von einem jüngeren Umarbeiter der älteren Acten herrühren sollen, und der einzige Grund hiervon wird angegeben, daß Josuah K. 24, 26. die Erneuerung des Bundes mit Jehova, hinter das Gesetz *Jehovas* schreibt, welches sich im Pentateuch nicht findet. — Freylich, weil es auf einer besonderen Rolle geschrieben, den Schriften Mosis beygelegt, sich sogleich als nicht Mosaisch zu erkennen gab. Allein, wenn Jos. 24, 26. aus den Urkunden herstammt, so ist doch kein Grund zu erdenken, warum nicht auch Jos. 23, 6., wo das Gesetzbuch *Mosis* erwähnt wird, ebenfalls aus den Urkunden herkommen sollte; denn hier redet Josua (23, 2—16) eben so wie dort (24, 3—24) ganz in dem Geiste, ja auch in der Sprache Mosis. Diese Unterscheidung des Gesetzbuches Jehova's von dem Gesetzbuche Mosis, ist demnach nicht erwiesen, nicht zu gedenken, daß auch Jos. 8, 51. *סֵפֶר הַתּוֹרָה מִשֵׁנָה* vorkommt, und sogleich v. 34 mit *הַתּוֹרָה*, und *הַתּוֹרָה בְּסֵפֶר הַתּוֹרָה* als ganz einerley abwechselt, auch Jos. 1, 7—8. *הַתּוֹרָה*, welche Mose gegeben, und *סֵפֶר הַתּוֹרָה*, mit dem

Beysatze כָּל־הַפְּתוּחִים בּוֹ, also doch das *Gesetzbuch*, welches von Mose geschrieben war, angegeben ist, ohne die Unterscheidung der beyderley Ausdrücke auch nur von ferne anzudeuten, welche ohnehin gesucht, und mithin wenigstens sehr verdächtig ist. Rec. könnte aus seinen Bemerkungen über dieses Buch noch vieles anderes anführen, um zu beweisen, daß der Herausgeber des Josua sich keine solche Freyheiten und Zusätze erlaubt hat.

Im 227. §. werden die Stellen des Pentateuchs angeführt, in welchen angemerkt ist, Mose habe geschrieben, aber mit der Behauptung verbunden, daß keine dieser Stellen von der Aufzeichnung des Ganzen verstanden werden könne (? — vielleicht müsse) weil diese Bücher kein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, sondern aus einzelnen unverbundenen Stücken bestehen, welches im 228. §. ganz nach Vaters Anhang zu seinem Commentar III. Thl. S. 396 ff., ausgeführt wird. Wahrlich Vater hat uns, obgleich viele seiner Beweise zu leicht sind, nichts neues gesagt. Michaelis, Eichhorn und Jahn haben eben dasselbe anerkannt, aber dabey angenommen, daß Mose, der so geschäftsvolle Gesetzgeber und Regent, nicht so viele Müsse hatte, sich hinzusetzen, und in einem fort künstlich verbundene Aufsätze zu schreiben; sie wußten auch, daß die Kunst, so zusammenhängend zu schreiben, in jenem Alterthume nicht bekannt war; daher auch in den übrigen Hebräischen Büchern, selbst in den Propheten, und sogar in dem philosophischen Buche des Predigers, der Zusammenhang vermißt wird, oder doch sehr locker ist. Der Schluß aber, den Vater, de Wette und Berthold hieraus ziehen, ist allerdings neu; es fragt sich nur, ob derselbe bündig ist, und eine strenge Prüfung aushalte. Vater gesteht selbst, daß alle seine Bemerkungen einzeln genommen nichts beweisen; aber insgesamt sollen sie die Verschiedenheit der Autoren darthun. Vater hat sich hierdurch verschanzen wollen, daß, wenn die Gegner auch einzeln Castelle einnehmen, doch seine Stadt noch sicher bleibe. Aber wenn keines dieser Bollwerke die Angriffe des Feindes aushält, was wird aus der Stadt werden? Die einzelnen, nicht zusammenhängenden Stücke, die besonderen Ueberschriften, die Schlußformeln und die Abgerissenheit der Stücke sind aus den vielen Geschäften Mosis leicht zu erklären, zu geschweigen, daß ähnliche Schlußformeln in den besten Griechischen Schriftstellern gar nichts seltenes sind, ohne eine Verschiedenheit der Autoren zu beweisen. Die Wiederholungen beweisen gar nichts, weil sie auch in den jüngeren; und sogar in den besten Schriftstellern, selbst in Cicero vorkommen, wie Rec.

aus den philosophischen Werken desselben wirklich mehrere gesammelt hat. — Die Verschiedenheit der Nachrichten und des Ausdrucks ist bey einem Schriftsteller, der sein Werk durch 39 oder 40 Jahre fortsetzet, und nach langen Zwischenräumen immer in einer andern Gemüthsstimmung zu demselben wieder zurückkehret, gewiß nicht befremdend, und im fünften Buch, wo er als ein Greis von 120 Jahren schreibt, bemerkt noch dazu jeder unbefangene Leser die dem Alter gewöhnliche wortreiche Redseligkeit, die wohl kein jüngerer so nachahmen konnte. — Wer sich an den, in diesem fünften Buche vorkommenden *Horeb* so gewaltig stößt, der muß wohl das zweyte Buch nicht gar aufmerksam gelesen haben, wo 5, 1. 17, 6. 33, 6. ebenfalls *Horeb*, und zwar gerade so, wie im fünften Buch, von dem unteren Theil des Berges vorkommt, wogegen *Sinai* stehet, wenn von der *Bergspitze* die Rede ist. Rec. hat sich oft gewundert, wie diese alte Bemerkung so scharfsinnigen Kritikern entgehen konnte. — Doch wir müssen weiter eilen.

In dem 229. §. werden Stellen angeführt, die Mose nicht soll haben schreiben können; allein einige derselben sind spätere Interpolationen, andere werden nicht ohne Gewalt hierher gezogen, oder können wenigstens ganz leicht und ohne allen Zwang anders erklärt werden. Hierauf folgen §. 230 Stellen, welche Hr. Berthold selbst für jüngere Einschreibungen erklärt, wozu auch 1. M. 15, 13—16. gerechnet wird; allein hier würde wohl der Interpolator 430 anstatt 400, und die 12. oder 13. anstatt die vierte Generation eingeschaltet haben. — Was im 231. §. von den Gesetzen vorkommt, welche sich auf spätere Zeiten beziehen, und darum erst nach Mose gegeben seyn sollen, beruht ganz auf der unbegründeten Voraussetzung, daß Mose für die Zukunft keine Gesetze gegeben habe; er wollte aber doch wohl das Volk nach Canaan führen, und mußte demnach auch für die Bewohnung dieses Landes Verordnungen machen. Dagegen hat aber der Herr Verf. vollkommen recht, wenn er die zu raschen Kritiker zurückweist, die sogar aus der Übertretung mancher Gesetze in folgenden Zeiten, auf das Nichtdaseyn derselben schlossen. Der gesunde Menschenverstand sieht es ein, und die tägliche Erfahrung lehret es, daß ein solcher Schluß nichtig ist. Hr. Bertholdt findet auch §. 252 im Pentateuch kein *επιως*, meint aber doch, daß das Meiste einen mythischen Charakter habe, d. h., daß die Wunder, die angeführt werden, durch die mündlichen Erzählungen in jüngeren Zeiten aus natürlichen Begebenheiten erwachsen sind. Wer von vorhinein angenommen hat, daß Wu-

der unmöglich sind, muß freylich diese Auskunft suchen.

Hr. Berthold nimmt §. 254 im Pentateuch dreyerley Stücke an: I. *im ersten Buch Mosis einige vormosaische*, die sich durch Archaismen der Sprache auszeichnen; II. *in den folgenden 4 Büchern, einige mosaische*, nicht nur diejenigen, in welchen ausdrücklich angemerkt ist, Mose habe sie geschrieben, sondern auch alle diejenigen, welche von Mose oder seinen Gehülften aufgezeichnet seyn müssen, wie die Volkszählungen, die Ordnung des Lagers und der Züge 4. M. 1—4. und 24. K. (warum nicht auch 2. M. 25—40. K.?) und die Gesetze, welche sich auf den Aufenthalt in Arabien beziehen, oder dem Ägyptiern abgeborgt sind. Hr. Berthold rechnet hieher auch viele Gesetze, die zwar nicht *müssen*, aber doch *können* von Mose geschrieben seyn, wie die Gesetze, welche den Aufenthalt in Canaan betreffen, und nicht den wirklichen Besitz voraussetzen, S. 789—790. (Hier erinnert sich Hr. Berthold nicht, daß er S. 775 das Gesetz von Verrücken der Gränzsteine 5. M. 19, 14., welches doch wohl aus Ägypten entlehnt, und für Canaan gegeben war, auch gar nicht den wirklichen Besitz des Landes voraussetzt, Mose abgesprochen hat.) — III. *Alle übrige Gesetze* erklärt der Hr. Verf. für nachmosaisch. Diese, meint er, seyn in späteren Zeiten den Mosaischen Urkunden so beygelegt worden, wie Josua, K. 24. 26., die Erneuerung des Bundes mit Gott, in das Gesetzbuch Gottes geschrieben hat. (Aber wer soll denn diese jüngeren Gesetze gegeben haben? Die sogenannten Richter hatten das Recht der Gesetzgebung nicht. Daß die Reichsstände ein solches Recht gehabt oder geübt hätten, findet sich keine Spur.) — Zu diesen soll gehören 1. M. 49., welches zwar nicht unter David, aber doch lange nach der Eroberung Canaans, dessen Vertheilung hier angegeben wird, geschrieben sey. (Wie konnte aber in diesen Zeiten die Zerstreunung des Stammes Levi im Lande, die demselben zu großer Ehre und Wohlhabenheit gereichte, als Strafe vorgestellt werden?) — Ferner werden in diese Classe gezogen 4. M. 22—24. 3. M. 26. 5. M. 4. 28. u. 32. K. (Alle diese Stücke lassen sich leicht dem Mosaischen Zeitalter vindiciren.) — Der Hr. Verf. findet kein nachmosaisches Stück, welches die Zeiten nach Saul anzeigte; das Königsgesetz, welches Samuel 1. Sam. 10, 25. in dem Allerheiligsten niederlegte, sey das jüngste. — Wenn 5. M. 17, 14 ff. die Capitulation seyn soll, welche die Reichsstände mit Samuel dem Saul vorgelegt haben: so ist sie wohl die elendeste Capitulation auf Gottes Erdboden, und nicht nur das Volk und die Reichsstände, sondern auch Samuel müßten den

Verstand verloren haben, wenn sie von Saul, besonders nach 1. Sam. 8, 11—18., nichts anderes gefordert hätten, als daß er nicht viele Frauen nehmen, nicht viele Pferde halten, und das Volk nicht nach Ägypten zurückführen soll; und wozu endlich der Beysatz 5. M. 17, 15., daß die Hebräer keinen Ausländer zum König wählen sollen? dieß ging doch Saul gar nichts an, und er und das Volk sammt den Reichsständen war ohnehin weit hiervon entfernt. — Aus der Gestalt dieser seyn sollenden Capitulation mit Saul wird nun geschlossen, daß alle nachmosaische Stücke, wie diese Capitulation, durch einige Veränderungen auf den Standpunct Mosis zurückversetzt wurden, (das heißt doch wohl, daß der, oder die Sammler alle unredlich verfahren, und Betrüger waren). — Sogar die oft wiederkehrende Formel: *wenn ihr in das Land kommen werdet*, u. s. w. soll hinzugesetzt worden seyn, weil sie Mose *gewiß* (!) nicht so oft gebraucht haben würde, indem sie sich von selbst verstehe, — und doch will man sie, auch wo sie steht, nicht verstehen, nicht anerkennen, und spricht Mose die Gesetze ab, bey denen sie nicht stehet. (Herr Berthold schreibt überall ספר für ספר, und S. 802 sogar ספרים für ספרים).

Auch wird nirgends die Schwierigkeit berührt, wie es zugeht, daß die Hebräer, die unter Mose nach mehreren unruhigen Bewegungen sich kaum bequemen, die Gesetze anzunehmen, nach seinem Tode alle diese jüngeren Nachträge, von welchen ihre Väter nichts wußten, ohne Argwohn als mosaische Verordnungen annahmen, ob sie gleich tief in das tägliche Leben eingriffen; dieses zu erörtern, gehörte doch auch in eine kritisch-historische Einleitung.

In dem 255. §. zählt der Hr. Verf. die verschiedenen Meinungen über das Zeitalter auf, in welches die Sammlung oder Entstehung der dermaligen Gestalt des Pentateuchs zu setzen sey, und §. 258 gibt er seine Stimme dahin, daß der Pentateuch in den Zeiten Davids, weil keine seiner Verordnungen über die Einrichtung des Gottesdienstes im heiligen Gezelt, in denselben aufgenommen ist, muß vorhanden gewesen seyn, welches auch durch die Spuren von dem Daseyn des Pentateuchs unter und nach David bestätigt wird. Damit aber niemand sagen könne, der Pentateuch zur Zeit Davids sey nicht der unsrige, sondern ein kürzeres Buch gewesen, welches erst um die Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft bis zu der dermaligen Gestalt vergrößert worden, so dringt der Hr. Verf. besonders darauf, daß die Samariter eben diesen Pentateuch haben, den sie von den zehn Stämmen empfangen haben müssen,

und den die zehn Stämme nach ihrer Trennung; aus dem Reiche Juda nie angenommen hätten, nicht blofs weil die Lehre und Übung der Religion in demselben vorgeschrieben war, sondern noch mehr, weil auch die bürgerliche Verfassung in demselben enthalten war, welche im Reich Israel wirklich Statt hatte, und von den Königen nie aus dem Reiche Juda wäre angenommen worden. Dieses führet Hr. Berthold von S. 814—825 auf eine ganz neue Art sehr gut aus. Auch der Einwurf, daß Jeroboam, wenn der Pentateuch schon vorhanden und in Übung gewesen wäre, nicht hätte den Rinderdienst einführen können, wird befriedigend dadurch beantwortet, daß die zwey vergoldeten Kinder nur als Bilder Jehovens eingeführt worden, ganz nach dem Wunsche des Volkes, welches sich nach einem sichtbaren Gegenstand der Verehrung sehnte, und daher die rechtmäßigen Priester und Leviten, welche dieses nicht gestatteten, als lästige Zuchtmeister, gerne abziehen liefs. Hr. Berthold findet es wahrscheinlich, daß Samuel mit seinen Gehülften dem Pentateuche die dermalige Gestalt gegeben habe; es wird aber, zur Unterstützung dieser Meinung, die Stelle 1 Sam. 12, 23., wo blofs von den bisher gewöhnlichen und theils prophetischen Belehrungen Samuels die Rede ist, sehr gezwungen auf die Redaction des Pentateuchs gezogen; ein solcher Gebrauch von biblischen Stellen ist vor dem Richtersthule der unbefangenen Kritik keine Bestätigung, sondern kann im Gegentheile leicht den Verdacht erregen, daß es um die Behauptung nicht gar wohl stehe, weil man zu solchen unzureichenden Behelfen seine Zuflucht nehmen muß. Ob das Volk, die Leviten, die Richter, Saul, David, Salomo und besonders Jeroboam, eine erst in dem Zeitalter Samuels erschienene Redaction, Vermehrung, und sogar, wie Hr. Berthold in dem folgenden 237. §. annimmt, Umarbeitung der alten ächten Schriften Mosis, ohne Widerrede angenommen hätten; diese Frage übergeht der Hr. Verf. mit Stillschweigen, und doch ist sie sehr wichtig, indem neue Gesetze, neue Umarbeitungen und Veränderungen der alten Gesetze, die nicht nur in die Regierung, sondern auch in das bürgerliche und religiöse tägliche Leben so tief eingreifen, nicht so leicht und ohne alle Bewegung Eingang finden. Die alten Gesetze haben Ansehen, die neuen Gesetze und Veränderungen haben keines; das Volk bleibt also desto fester bey den alten, je weniger gebildet es ist. — Man darf auch wohl fragen, warum nicht auch Jos. 24, 26. in diese Redaction aufgenommen worden, nachdem das Königsgesetz

5 M. 17, 14. ff., als ein ähnlicher seyn sollender Zusatz, eingeschaltet worden seyn soll. — Herr Berthold erkläret sich in den 238—240. §. ausführlicher über die Überarbeitung und über die Sammler des ersten und der folgenden vier Bücher, wo er die Sammler großen Theils so darstellt, als wie Herr Berthold selbst etwa bey einer solchen Arbeit verfahren würde. Rec. ist zwar der Meinung, daß Moses nur abgebrochene einzelne längere und kürzere Stücke verfaßt, auch nicht alles selbst geschrieben, sondern manche, von andern verfaßte Aufsätze erhalten und seinen Schriften beygelegt hat, wie die ganz actenmäßige Erzählung von dem Empfange der verschiedenen Theile des heiligen Gezeltes 2 M. 36, 1—40, 38., und die eben so actenmäßigen Beschreibungen des ganzen Volkes, des Lagers und des Zuges 4 M. 1, 1—4, 49. 7, 1—89. 8, 5—26. 10, 11—36. 25, 19—26, 65. u. drgl.; die Sammlung und Anreicherung aber aller von Mose hinterlegten eigenen und fremden Schriften ist gewifs nicht so lange, bis auf die Zeiten Samuels, verschoben, sondern die ersten Jahre nach dem Tode Mosis unter Josua unter dem eifrigen Pinechas vorgenommen worden. Recensenten klinget die Behauptung von einer so späten Sammlung und sogar Bereicherung und Umarbeitung des Mosaischen Nachlasses immer so fremd, ja noch fremder, als wenn jemand mit der Vermuthung hervorträte, die von Mohammed hinterlassenen zerstreuten Blätter seyn erst 450 oder gar 1000 Jahre nach seinem Tode in ein Buch zusammengetragen, bereichert und überarbeitet worden. Schriften eines Gesetzgebers, welcher Staat und Religion in eine besondere Verfassung bringet, und angenommen wird, können nicht so lange, als die, ins Leben nicht eingreifenden philosophischen Schriften des Aristoteles, in dunkler Verborgenheit liegen bleiben; sie können auch nicht bereichert oder überarbeitet werden, ohne daß Bewegungen, Streitigkeiten und Spaltungen entstehen. Nachhilfe in dem Grammatikalischen der Sprache und in der Orthographie sind mit der Zeit dem Pentateuche eben sowohl, als dem Korân wiederfahren; aber diese kommen in keine Rechnung, und werden unvermerkt angenommen, weil sie weder im Staate, noch in der Kirche die geringste Veränderung machen. Übrigens ist es befremdend, wie dem gelehrten Hrn. Verl. der Satz entschlüpfen konnte S. 781: „Moseh erhebt sich auf dem Berg Ebal; Druckfehler ist es schwerlich, indem Ebal mit Nebo oder Pisga gar keine Ähnlichkeit hat.“
(Der Beschlufs folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 30.

Freitag, den 15. April

1814.

Philologie.

Historisch-kritische Einleitung in *sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von Dr. Leonhard Berthold etc. (Beschluss.)

Über das Buch Josua stimmt Herr Berthold den übrigen Forschern bey, daß demselben alte gleichzeitige Urkunden zum Grunde liegen. Er setzt die Abfassung desselben in der dormaligen Gestalt, in die nächste Zeit vor David. Der Grund aber, aus welchem es nicht in den ersten Jahren Sauls, oder gar noch vor Saul geschrieben seyn könne, ist, weil das Buch Josua jünger ist als der Pentateuch, welcher in den ersten Jahren Sauls seine dormalige Gestalt erhalten haben soll. Das Buch der Richter, welches das Buch Josua voraus setzt, wird nun zwar als etwas späteren Ursprungs angenommen, aber noch immer aus Samuels Prophetenschule hergeleitet, doch nur K. 2, 5—16, 31.; denn Hr. Berthold trennet 1, 1—2, 5. von dem Buche, und nimmt übrigens an, daß zwar nicht gleichzeitige, aber doch ältere Schriften benutzt worden, die schon eine mythische Gestalt erhalten hatten. Das Stück K. 1, 1—2, 5. soll eben so alt, oder noch etwas älter seyn. Der Verf. von Richt. 17—18. wird wegen 18, 30—31. nach dem Anfange der Assyrischen Gefangenschaft gesetzt, doch soll er wegen 18, 12. im Lande Israel geschrieben haben; allein dieses liegt in den angeführten Stellen nicht. Das Stück endlich Richt. 19—21 K. soll von einem Israeliten im Assyrischen Exil geschrieben seyn, weil es 21, 12. heißt, Silo liege im Lande Canaan. Diese Anmerkung kommt auch einige Male in Josua vor, wo Hr. Berthold keinen solchen Schluss hieraus zieht; der wenigstens sehr unsicher ist, und auch einen Schriftsteller in Gilead oder Baschan anzeigen kann. Es

Viertes Heft.

sollen aber auch hier Urkunden zum Grunde liegen, indem einerley Vorfall aus zwey Urkunden, auch zweymal, nämlich 20, 27—38 und 39—48. (soll aber wohl heißen 20, 29—38 und 39—46.) erzählt wird. Alle diese Stücke sollen endlich erst von der großen Synagoge mit dem Buche vereinigt worden seyn.

Wir können dem Hrn. Verf. in den tiefen Untersuchungen der übrigen historischen Bücher des A. T. nicht Schritt für Schritt folgen, in welchen die Hypothese, die wir bey den Büchern Josua und der Richter angewandt gefunden haben, immer wiederkehret, nämlich: Umarbeitungen, auch mehrere Umarbeitungen der alten ächten Urkunden, und mythische Erweiterungen, daß also die Verfasser der Bücher Samuels, der Könige und der Chronik, nicht die alten Urkunden, sondern Auszüge aus denselben, die auch wohl öfters umgearbeitet und mythisch erweitert worden, gebraucht haben sollen. Diese, bey allen diesen Büchern immer wiederkehrende Hypothese kann dem Verdachte nicht entgehen, zumal da zur Unterstützung derselben so manche Gründe angeführt werden, die auf schwachen Stützen sehr locker ruhen. Wir heben demnach nur die Resultate aus. — Die *Bücher Samuels* sollen aus vier Stücken, nämlich: 1 Sam. 1—7.; 8—16.; 17—30., 31—2. Sam. 24., bestehen, und gegen das Ende des Reichs Juda, nicht vor dem Ende der Regierung des Königs Manasse, verfaßt, d. h. aus jenen vier mannigfaltig umgearbeiteten und mythisch erweiterten Stücken zusammen gesetzt worden seyn. — Die *Bücher der Könige* stammen aus der Babylonischen Gefangenschaft her, und sind nicht unmittelbar aus den Reichsannalen, sondern aus ältern überarbeiteten mythisch verbrämten Auszügen derselben geflossen. — Die *Bücher der Chronik* sind nach Hrn. Berthold erst tief in dem Zeitalter der Seleuciden und Lagiden, von einem Leviten aus andern umgearbeiteten und noch mehr mythisch erweiterten Auszügen der Reichsannalen und anderer Ge-

schichtsbücher zusammengetragen worden, weil das Hebräische gar zu unrein sey, als es in einem höheren Zeitalter nicht gewesen seyn möchte; die übrigen Beweise, die dafür angeführt werden, sind nicht wichtiger. Hr. Berthold erkennt zwar, was ohnehin niemand läugnen kann, daß die Chronik allen andern Schriften des A. T. weit nachsteht, aber so tief setzt er sie nicht herab, als die Wette gethan hat, gegen welchen er sie auch S. 978 ff. ausdrücklich in Schutz nimmt, wo wir aber doch noch etwas mehreres erwartet hätten. — In dem *Buche Esrä* unterscheidet Hr. Berthold als einzelne besondere Schriften 1., 1—4, 6.; 4, 7—6, 18.; und 7, 1—10, 44., welches letzte Stück unter Artaxerxes Longimanus, zwar von Esra mit Beziehung auf das erste Stück (8, 15. vergl. 2, 13.) geschrieben worden, es sey aber nun nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande, sondern mit einer Einleitung 7, 1—11., und mit einer Ergänzung 10, 1—44. vermehret; der Redacteur soll noch 6, 19—22. hinzugesetzt haben, um das Folgende mit dem Vorgehenden zu verbinden. — Ob solche Zerstückelungen der Bücher vielen gefallen werden, steht dahin; vielleicht wäre es besser, manches nicht wissen und ergründen zu wollen, als zu solchen Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen. — Das *dritte Buch Esrä* wird richtig für eine etwas freyere Übersetzung des Hebräischen Esra, mit einigen Zusätzen und Auslassungen, erklärt, und genau mit dem Hebräischen Buche verglichen; der Anfang 1, 1—58 ist aus 2 Chr. 35—36, hierher übertragen, und am Ende scheint zu fehlen, was Neh. 7, 53—8, 12. gelesen wird. — *Nehemias*, unter Artaxerxes Langhand, soll nur 1, 1—8, 1, 11, 1—2. und 12, 27—13, 31. geschrieben haben; dagegen sollen 8, 1—10, 36. und 11, 3—12, 26. zwey Einschaltungen des Redacteurs seyn.

Der Verfasser *des ersten Buchs der Makkabäer* hat nach Hrn. Berthold erst lange nach Johann Hyrkan (d. i., lange nach 106 vor Chr.), dessen Geschichte 16, 23—24. erwähnt wird, geschrieben, aus welcher Stelle aber doch kein langer Zeitraum nach dem Tode Johanns, und vielleicht nicht einmal der Tod dieses Königs gefolgert werden kann. Ob schriftliche Urkunden zum Grunde liegen, scheint Herr Berthold nicht entscheiden zu wollen. — Vom *zweyten Buch der Makkabäer* wird fast nur das ohnehin bekannte wiederholt; das wenige, was Hrn. Berthold eigen angehört, dürfte schwerlich großen Beyfall finden. — Das *dritte Buch der Makkabäer* wird von Hrn. Berthold mit eben der Sorgfalt geprüft, es ist aber ein so abgeschmacktes Machwerk, daß es wohl die Mühe der Untersuchung kaum lohnt.

Nun folgen die historischen Bücher des N. T.

Rec. ist der Meinung, daß vorher alle Bücher des A. T. schieklicher hätten vorgenommen werden können. Zwischen diesen beyden Ordnungen der Bücher, und auch zwischen der Untersuchung derselben, ist doch ein so großer Unterschied, daß jede Reihe einzeln behandelt werden sollte; wenigstens würde durch eine solche Absönderung die Untersuchung an Ordnung, Licht und Haltbarkeit gewinnen.

Um die Verwandtschaft der ersten drey Evangelien in's Licht zu stellen, wird erstens eine Übereinstimmung aller drey Evangelien, hernach insbesondere eine Übersicht der Übereinstimmung des Matthäus und Markus, des Markus und Lukas, und endlich des Matthäus und Lukas, aus Eichhorns Einleitung ins N. T. I. 148. 304. 330. und 344. in Tafeln dargestellt, worauf die Erklärungsversuche dieser Verwandtschaft angeführt und geprüft werden. Da diese Frage schon seit einiger Zeit so manche Federn beschäftigt: so glauben wir, unseren Lesern von dieser Abhandlung, welche diese berühmte Streitigkeit in das helleste Licht stellt, einen Auszug vorlegen zu müssen. — I. Eckermann nimmt mit Herder an, es habe sich gleich Anfangs zu Jerusalem unter den Aposteln und ihren Gehilfen ein, so zu sagen, mündliches Evangelium, d. i., ein Umkreis von Erzählungen der wichtigsten Reden, Gespräche, Lehrvorträge, Thaten und Schicksale Jesu gebildet, und nach diesem Umriss habe jeder die trostreiche neue Lehre verkündigt, indem er bald mehr, bald weniger aus demselben vortrug; aber aus diesem Kreise des Ganzen, nicht hinaustrat; als hernach Evangelien schriftlich verfaßt wurden: so legten die Schriftsteller eben jenen Umriss zu Grunde, und so mußten diese Schriften einander so ähnlich werden, als wir sie finden. — In diesem Schlusse liegt offenbar weit mehr, als in den Vordersätzen, aus welchen nicht mehr folget; als daß die Evangelien einige, aber nicht eine so weit gehende, sich großen Theils bis auf die Wörter erstreckende Ähnlichkeit haben mußten. — II. Wenn man eine gegenseitige Abhängigkeit der drey ersten Evangelisten setzt: so kann man nicht annehmen, daß entweder Matthäus den Markus und Lukas, oder Markus den Matthäus und Lukas, oder endlich Lukas den Matthäus und Markus vor sich gehabt habe; denn auf diese Art kann man nur die Verwandtschaft *der, allen drey Evangelisten gemeinschaftlichen Stücke* erklären; woher aber die *Verwandtschaft der, nur zwey Evangelien gemeinschaftlichen Stücke* stamme, bleibt unerklärt; wollte man sagen, der eine Evangelist habe diese Stücke aus einer anderen Quelle, die auch der andere unabhängige Evangelist gefunden hat, geschöpft: so

streitet dagegen die meistens gleiche chronologische Stellung dieser Stücke in beyden Evangelien, und beweiset, daß der Evangelist sie schon in dieser chronologischen Ordnung empfangen haben muß. Es ist also nothwendig anzunehmen, daß das früheste Evangelium allein von dem Verfasser des zweyten, und beyde erste Evangelien von dem Verfasser des dritten gebraucht worden. Hier sind nun sechs Fälle möglich, die wir kurz durchgehen wollen. 1. *Matthäus* hat wohl nicht den *Markus* allein (und *Lukas* den *Matthäus* und *Markus*) benutzt; denn *Matthäus* hat nach den alten Kirchenschriftstellern zuerst geschrieben, die man nicht so schlechtweg umgehen kann; er erzählt auch manches dunkler als *Markus*, wie *Matth.* 8, 18—27. vergl. *Mark.* 5, 22—43., der scheinbaren Widersprüche nicht zu gedenken u. s. w. — 2. Eben dieser Bericht der Alten widerstreitet auch der Hypothese des *Büsching*, nach welcher *Matthäus* das Evangelium des *Lukas* (und *Markus* die Evangelien des *Matthäus* und *Markus*) vor sich gehabt haben soll, wozu noch kommt, daß in diesem Falle nicht erklärt werden kann, warum *Matthäus* so vieles, was *Lukas* erzählt, überschlagen hätte, wie *Luk.* 4, 15. ff. 7, 11. ff. 36. ff. 19, 1. ff. 20, 21. ff. 24, 50—55. u. a., die anscheinenden Widersprüche und Verschiedenheiten nicht zu erwähnen. — 3. Die älteste, am weitesten verbreitete, und erst neuerlich von *Hug* sehr gründlich vertheidigte Meinung, daß *Markus* aus *Matthäus* geschöpft (und *Lukas* beyde benutzt hat) wird von *Hrn. Berthold* bestritten; die wichtigste Einwendung ist, daß das *Aramäische* Evangelium des *Matthäus* zur Zeit, als *Markus* schrieb, noch nicht in's *Griechische* übersetzt war, welches aber doch nicht historisch bewiesen werden kann, nicht zu gedenken, daß *Markus* auch den *Aramäischen* Text gebraucht haben könnte, wo dann der Übersetzer des *Aramäischen* Evangeliums wieder die Arbeit des *Markus* zu Hülfe genommen, und dessen Ausdrücke gewählt haben dürfte. Sonst wird noch die Veränderung der chronologischen Ordnung urgirt, die aber *Markus* aus dem Munde *Petri* und anderer Augenzengen haben konnte; daher ihm auch *Lukas* meistens beystimmt, zu geschweigen, daß *Matthäus* die Zeitordnung offenbar aus den Augen gelassen, und mehr eine Sachordnung befolget hat. Die unchronologische Ordnung des *Matthäus* von K. 3—13. stammt gewiß nicht, wie *Hr. Berthold* behauptet (S. 1147), daher, daß die *Apostel* in den ersten Jahren *Jesu* minder aufmerksam waren, und also die Ordnung der Zeit vergassen; denn der Augenschein lehret, daß *Matthäus* sie geflissentlich vernachlässigte, um ähnliche Lehren neben einander zu stellen, wie Kap. 5—

7. und 13. Die Abweichungen des *Markus* von *Matthäus* lassen ebenfalls die Erklärung zu, daß *Markus* manches genauer berichten wollte. — 4. Daß *Markus* das Evangelium des *Lukas* (und *Matthäus* diese beyde) vor sich hatte, ist von *Vogel* vertheidigt worden, und wird von *Berthold*, S. 1114 widerlegt; wichtig ist, was *Hug* dagegen einwendet, daß nämlich *Matthäus*, wenn er das Evangelium des *Lukas* gekannt hätte, gewiß die so wichtigen Begebenheiten und Belehrungen *Luk.* 10, 30. ff. 11, 5. ff. 15, 1—32. 16, 1—31. 18, 1—14. u. s. w., nicht mit Stillschweigen übergehen konnte; wenn man antwortet, *Matthäus* habe nur dasjenige schreiben wollen, wovon er Augenzeuge war: so war er ja bey dem Vorfalle mit *Zachäus* *Luk.* 19, 1—10. gegenwärtig, und doch meldet er nichts hiervon. *Hr. Berthold* führet noch manches andere dagegen an, unter welchem aber einiges von geringerer Bedeutung ist; wir können nicht alles berühren, wenn wir nicht zu weitläufig werden wollen. — 5. *Owen* meint, *Lukas* habe nur den *Matthäus* vor sich gehabt, und aus diesem die Grundlage seines Evangeliums entlehnet, und mit anderen Nachrichten bereichert; *Markus* aber habe die Evangelien des *Matthäus* und *Lukas* ausgezogen, und mit mehreren kleinen Umständen und mit ein paar Begebenheiten bereichert. Dagegen aber wendet man unter anderen besonders dieses ein, daß *Markus*, wenn er den *Matthäus* und *Lukas* vor sich gehabt, nicht hätte so vieles Wichtige übergehen können, wie die *Bergpredigt* *Matth.* 5—7., die *Parabeln* *Matth.* 13, 34. 35. ff., die *Reden Jesu* *Matth.* 18, 10—35. und 23, 1—39. 24, 37—25, 46., *vergleich.* *Luk.* 9, 51—18, 51. *Hr. Berthold* führet S. 1162—1170 noch mehrere wichtige Gründe dagegen an. — Daß endlich 6. *Lukas* den *Markus* allein (*Matthäus* aber den *Lukas* und *Markus*) als Quelle gebraucht habe, ist von niemand behauptet worden, wird aber Seite 1170—1173 dennoch widerlegt. *Herr Berthold* schließt nun, daß die Verwandtschaft dieser Evangelien, weil sie sich aus dem gegenseitigen Gebrauche nicht erklären lasse, aus einem Urevangelium, welches alle drey Evangelisten zu Grunde gelegt haben, herzuleiten sey. *Rec.* dünkte, die unter *Nro. 3* angeführte Meinung, liesse sich wohl noch behaupten, wie er schon oben zu verstehen gegeben hat, wogegen ein Urevangelium nicht historisch erwiesen werden kann, also bloß Hypothese ist, der noch dazu *Lukas* 1, 1—4. ausdrücklich widerspricht, worauf aber *Hr. Berthold* gar keine Rücksicht nimmt, sondern weiterhin sogleich zu beweisen sucht, daß dieses Urevangelium, weil es von drey Evangelisten als Quelle gebraucht, und mithin für glaubwürdig angenommen worden.

von einem oder mehreren unmittelbaren Schülern Jesu in Palästina Aramäisch aufgesetzt worden seyn muß, welches auch aus der Beschaffenheit der Sprache der drey ersten Evangelien hervorgeleuchtet; denn diese verrathe, daß in allen dreyen eine Aramäische Urschrift zu Grunde liege. Die einzelnen Beweise hiervon, unter welchen auch mehrere angegebene Übersetzungsfehler sind, können wir nicht anführen; sie sind allerdings leSENSwerth; ob sie aber allen Forschern genugsam werden, ist sehr zweifelhaft. So ist gleich der erste seyn sollende Übersetzungsfehler schlecht gegründet, wenn Matth. 3, 11. ὑποδήματα βασάσαι und Luk. 3, 16. λύσαι τὸν ὑμῶν τῶν ὑποδημάτων, in der Urschrift gelautet haben soll: לְהַשִּׁיב , welches *tragen* und *wegnehmen* heisse; denn לְהַשִּׁיב wird zwar im Thargum vom *Abnehmen des Kleides*, aber nie vom *Abnehmen der Sandalieu* gebraucht, sondern לְהַשִּׁיב oder לְהַשִּׁיב im Thargum des Onkelos, oder לְהַשִּׁיב im Thargum des Pseudo-Jonathan und im Jerusalemischen für לְהַשִּׁיב 2. M. 3, 5.: und so auch Jonathan Jes. 20, 2. für לְהַשִּׁיב , daß also der Übersetzer des Urevangeliums ein unerfahrener Anfänger in der Aramäischen Mundart gewesen seyn mußte, wenn er לְהַשִּׁיב , mit den Sandalieu zusammengesetzt, vom *Losbinden der Sandalieu*, wovon es nicht gebraucht wird, verstanden hätte. So läßt sich auch auf die übrigen angeführten Beispiele immer noch etwas gut gegründetes antworten.

Hierauf folget die Untersuchung, ob die Quelle unsrer drey ersten Evangelium das anfangs Aramäisch geschriebene Evangelium des Matthäus gewesen sey, welches der Apostel hernach ebenfalls in der Aramäischen Mundart bey einer zweyten Ausgabe (!) erweitert, und ein anderer, vielleicht Johannes (!) ins Griechische übersetzt habe; oder ob eine Griechische Übersetzung jenes ersten Entwurfs des Matthäus für die Urquelle anzunehmen sey. Beydes weist Hr. Berthold aus Gründen zurück. Recensenten scheinen diese Hypothesen gesucht und zu weit hergezogen. — Hr. Berthold verwirft auch die Meinung; daß das Evangelium secundum Hebraeos, welches Hieronymus ins Griechische und Lateinische übersetzt hat, und öfters anführet, die Quelle unserer drey ersten Evangelien gewesen sey, weil die Nazaräer und Ebioniten diese Schrift für das Evangelium Matthäi ausgegeben haben, da es doch, weil sie demselben so fest anhängen, und alle andere Evangelien zurückwiesen, sehr alt seyn mußte. Hr. Berthold

hält diese Schrift zwar für das Evangelium Matthäi, welches mit der Zeit Zusätze erhalten hat; aber nicht für die Quelle der dormaligen Evangelium; warum? hierüber erklärt sich Hr. Berthold nicht deutlich; denn aus allem, was er im 322. §. S. 1194 ff. sagt, folget dieses nicht. Aus dem folgenden 323. §. aber erhellet, daß sein Grund hiervon ist, weil die Urquelle der drey ersten Evangelien auch dem Matthäus bey der Abfassung seiner Schrift gedienet habe, und folglich älter seyn muß. (Dies ist wohl eine *petitio principii*.) Das große Ansehen desselben folgert er daraus, daß es sowohl von den drey Evangelisten, als auch von den Verfassern der apokryphischen Evangelien zu Grunde gelegt worden, (als ob bey diesen nicht eines von unseren drey ersten Evangelien zur Grundlage hätte dienen können). Es sey demnach die Grundnorm des historisch-dogmatischen Unterrichts im Christenthum gewesen, und sogleich in den ersten Zeiten von den, zu Jerusalem anwesenden Aposteln entworfen, aber nur von einem concipirt worden, der nicht Matthäus gewesen sey. Jeder Apostel, und nachmals auch jeder Evangelist habe eine Abschrift erhalten (auch Paulus? Gal. 1; 11—12.); edirt sey aber diese Schrift nie worden. (Hypothesen auf Hypothesen gethürmt, deren Grund nicht auf Felsen steht, wobey man wohl wieder fragen möchte, ob es nicht klüger sey, manches nicht wissen zu wollen, als einem so hohen, auf einem so schwachen Grunde ruhenden Gebäude zu trauen.) — Hr. B. sucht nun, um dieser Hypothese einen festern Grund unterzulegen, die Spuren von diesem Urevangelium auf. Zu diesem rechnet er nun I. die von Justinus öfters angeführten ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων, und II. den Namen εὐαγγέλιον τῶν ἀποστόλων, welchen die Nazaräer und Ebioniten im dritten Jahrhunderte ihrem Evangelium gaben; diese zwey Schriften seyen zwar nicht das Urevangelium, aber der Name beweise, daß einstens eine Schrift der gesammten Apostel vorhanden war. (Die Entwicklung dieses Schlusses hält die Prüfung nicht aus, wenn man nicht etwan auch aus dem Namen canones apostolorum, und constitutiones apostolorum schliessen will, daß einstens wirklich von den Aposteln canones et constitutiones verfaßt worden, und in Umlauf waren.) Ferner soll III. eine nicht undeutliche (?) Spur in 2. Tim. 14, 15. liegen, wo Paulus von Büchern Meldung macht, die er auf seinen Reisen bey sich führte, worunter auch ein Evangelium gewesen seyn müsse (?), weil er in seinen Briefen von einigen Ereignissen im Leben Jesu spricht, und mehrere Lehrsprüche von ihm anführet. (Das Unsichere dieses Schlusses wird jeder von sich selbst

einsehen, und doch ist dasjenige, was zur Bestätigung desselben angeführt wird, noch unsicherer). Dieses Evangelium Pauli soll das Urevangelium, und dasjenige seyn, welches die Marcioniten hatten, oder zu haben glaubten. Dieses wird zwar mit großer Kunst und viel Gewandtheit ausgeführt, aber dadurch schwerlich haltbarer.

Nun sucht Hr. Berthold auch noch den Umfang dieses, sonst ganz unbekanntes Urevangeliums zu bestimmen, und zwar erstens negativ, daß es nicht mehr, als die 42 Abschnitte, welche unsere drey ersten Evangelien gemeinschaftlich haben, aber wohl weniger enthalten haben könne. — Diese Bestimmung ist ein sehr mißliches Unternehmen; denn warum sollte es nicht auch mehreres, einiges von dem, was wir in dem Evangelium Johannes und 1. Kor. 15, 6. u. s. w. lesen, enthalten haben können? Wissen kann dieses niemand, und Vermuthungen ins Weite hinaus, sind nichts als — Vermuthungen, deren man hunderte nicht unwahrscheinliche haben kann, ohne hierdurch auch nur um einen halben Schritt weiter zu kommen. Auf Ap. Gesch. 1, 21—22, 2, 22, 10, 36—42, 15, 23—38. sollte sich in dieser Rückeicht niemand berufen, da es ja allgemein bekannt ist, und aus den Reden der Apostel jedermann einleuchtet, daß die Apostel in ihren Vorträgen die Hauptsache, Jesus sey der Messias, er sey auferstanden, theile Wundergaben mit, und beweise hierdurch, daß er zur Rechten Hand Gottes sitze, d. i. an der Regierung der Welt theil nehme, immer hervorzogen, aber übrigens nach der Verschiedenheit der Zuhörer und der Umstände bald mehr bald weniger sagten, und bald dieses, bald jenes mehr ins Licht setzten; wie kann man also aus ihren Vorträgen auf den Umfang eines angenommenen Urevangeliums schliessen? In ihren Briefen verhält es sich eben so, und es können mithin auch diese keinen Aufschluß hierüber geben. — Hr. Berthold bleibt aber hierbey noch nicht stehen, sondern beweiset auch, daß das Urevangelium öfters umgearbeitet worden. Dies anzunehmen, war freylich nothwendig, um nach dieser Hypothese auch die Verschiedenheit unserer drey ersten Evangelien zu erklären; denn nun konnte jeden Evangelisten eine andere mehr oder minder vermehrte Umarbeitung zur Quelle dienen, und so ist alles erklärt, weil nun einmal alles erklärt seyn muß; sehr erwünscht, wenn nur auch der Grund, auf welchen alles beruhen muß, fester gelegt wäre; zum Unglück aber ist dasjenige, was hier zur weiteren Begründung der Umarbeitung mancher apokryphischen Bücher des N. T. angeführt wird, selbst nicht besser begründet, weiter nichts als Hypothese, und Hypothesen auch

ins unendliche auf Hypothesen gegründet, bleiben immer Hypothesen.

Noch nicht genug, sondern auch noch „nhere, nicht bloß hin und wieder überarbeitete, und erweiterte, sondern auch mit ganz neuen, aus älteren Abschriften in neuere übergeflossenen, Zusätzen ausgestattete Reformen des Urevangeliums in seiner Aramäischen Grundsprache“ werden angenommen, wo die Herderische und ältere Eichhornische Hypothese geprüft und zurückgewiesen wird. Es wird hier alles so genau aus einander gesetzt, als ob der Kritikus bey allen Vermehrungen und Umarbeitungen ein aufmerksamer Zuschauer gewesen wäre. Unsere Leser werden aber wohl der Hypothesen müde seyn, daß wir sie mit einem Auszuge aus diesem 327. §. verschonen dürfen; nur die einzige Frage können wir nicht übergehen, aus welcher Umarbeitung des Urevangeliums, Matthäus die Bergpredigt K. 5—7., und die Zusammenstellung der Parabeln K. 13., die weder Markus noch Lukas in ihren Exemplaren des Urevangeliums so zusammengesetzt gefunden haben, genommen habe; hat er aber diese aus seiner eigenen Erinnerung geschöpft, so konnte er auch das übrige, was er nicht nur eigenes, sondern auch mit Markus und Lukas gemeinschaftlich hat, aus eben dieser Quelle schöpfen. Doch unsere Pflicht, und auch unsere Absicht ist, hier nicht zu widerlegen, sondern bloß zu referiren, und unser unbefangenes Urtheil mitunter einfließen zu lassen. — Man wird gern zugeben, was Hr. Berthold behauptet, daß die häufige Übereinstimmung der drey Evangelisten in Wörtern, nicht aus einem Aramäischen Urevangelium erklärt werden kann, aber hierdurch ist nicht erwiesen, daß sie aus älteren Übersetzungen des verschieden umgearbeiteten Urevangeliums ins Griechische abgeleitet werden müsse oder auch nur könne, indem die Übersetzer und Umarbeiter doch gewiß nicht eierley Wörter gebraucht haben, und jeder Evangelist eine andere umgearbeitete Übersetzung vor Augen gehabt hat, und folglich nicht so genau mit dem anderen zusammen treffen konnte. Was also im 328. §. gesagt wird, erklärt diese Erscheinung nicht. Die Hypothese des Marsh erkennet Hr. Berthold selbst für zu künstlich; es kommt darauf an, ob seine eigenen Hypothesen nicht eben diesen Namen verdienen. Eichhorns neue Hypothese in seiner Einleitung ins N. T., die Hr. Berthold hierauf anführt, ist wohl nicht minder künstlich. Auch die simplificirte Hypothese des Gratz, die Hr. Berthold ebenfalls vorlegt, ist noch immer zu künstlich, wie Hr. Berthold selbst eingesteht, und §. 329 das Resultat der ganzen Untersuchung so zusammenfaßt, daß man sich

dabey schwerlich beruhigen kann. Hr. Berthold sagt hier selbst, daß „die verschiedenen Hypothesen, welche durch die Annahme einer gemeinschaftlichen Urquelle die harmonischen und disharmonischen Verhältnisse unserer drey ersten Evangelien erklären sollen, ihre unleugbaren Unvollkommenheiten haben, und nichts weniger als auf Gewißheit Anspruch machen können“; nur setzt er hinzu, daß „der Grund, auf welchem sie ruhen, fest und sicher sey“; aber gerade dieses gestehen bey weiten nicht alle ein, und es hätte also strenger bewiesen werden sollen. Ob fortgesetzte Forschungen, wie Hr. Berthold hoffet, diese so künstlich verflochtenen Hypothesen mehr befestigen werden, ist gewiß schwer vorauszusagen. An der Mehrheit der Griechischen Übersetzungen des Aramäischen Urevangeliums zweifelt Hr. Berthold selbst, und ist geneigt anzunehmen, daß viele von den einerley Ausdrücken in diesen drey Evangelien erst späterhin aus Interpolationen und Veränderungen des einen aus dem andern, entstanden seyn möchten. Diefs ist abermal eine Vermuthung, an der zwar etwas Wahres ist, die aber gewiß nicht so weit ausgedehnt werden kann.

In der Untersuchung der Sprache, in welcher *Matthäus* sein Evangelium verfaßt hat, läßt Hr. Berthold dem Papias, als Zeugen, volle Gerechtigkeit wiederfahren, wie schon Michaelis die Glaubwürdigkeit desselben in Schutz genommen hat. B. verwirft auch mit vollem Recht die Vermuthung, daß alle übrigen Kirchenschriftsteller nur dem Papias nachgesprochen haben, welches dadurch gründlich widerlegt wird, daß Eusebius erzählet, Pantänus habe um die Mitte des zweyten Jahrhunderts das Hebräische oder Aramäische Evangelium des Matthäus in Indien, d. i., Cusch oder Arabien, verbreitet gefunden; und da Matthäus nach Origines und Eusebius, und selbst nach dem Inhalte seines Evangeliums zu urtheilen, für die Palästinensischen Christen geschrieben hat: so mußte er sich wohl ihrer Landessprache bedienen. Endlich wird es noch durch die in unsern Matthäus vorkommenden Übersetzungsfehler bestätigt, die aus dem Aramäischen leicht erklärt werden, wovon Hr. Berthold mehrere Beyspiele angeführt hat. Bey der Uneinigkeit der alten Nachrichten über die Zeit der Abfassung dieses Evangeliums, ist Hr. Berthold das wahrscheinlichste, daß Matthäus sehr frühe, wenigstens nicht nach dem Jahre 50 geschrieben habe, Hr. Berthold bestätigt dieses aus dem Inhalte, in welchem er aber auch Spuren von einem etwas jüngeren Zeitalter entdeckt, die er von dem Übersetzer herleitet. (Wirklich ein sehr verwegener Übersetzer!

Aber jene Spuren lassen sich auch leicht anders erklären.) Auch die ersten zwey Kapitel sollen von dem Übersetzer herühren.

Markus hat, nach Hr. Berthold, sein Evangelium zu Rom noch bey Lebzeiten Petri, und zwar bey dessen ersten Aufenthalt in dieser Stadt, nach der von Petrus schon etwas umständlicher bearbeiteten Abschrift des Aramäischen Urevangeliums verfaßt; auf diese Art werden die Nachrichten der Alten von dem Antheile Petri an diesem Evangelium mit der neuen Hypothese in Einklang gebracht. (Wird aber hierdurch nicht dieses Urevangelium verdächtig, welches die Zeugen von dem Antheile Petri an dem Evangelium des Markus nicht gekannt haben?) — Interpolationen aus Matthäus und Lukas sind später eingedrungen; der Schluß aber K. 16, 9—20 wird als ächt angenommen; die Auslassung in manchen Handschriften wird davon abgeleitet, daß diese zwölf Verse entweder in dem Autograph des Markus (?), oder doch in einer der ersten Abschriften durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen seyen.

Lukas war, nach Hr. B., der Kol. 4, 14. erwähnte Arzt und Begleiter Pauli, vorhin ein Proselyt der Thores. Seine Absicht war, ein Evangelium für nicht Palästinensische Christen zu liefern, und er richtete es an Theophilus, einen ansehnlichen Mann, der sich damals in Italien aufgehalten haben soll. Zur Grundlage soll er die Abschrift des Urevangeliums, die er von Paulus erhalten, gemacht, doch einiges abgeändert, auch einiges weggelassen, und nebstbey andere schriftliche Quellen gebraucht haben, und so soll der Antheil, den die Alten, Paulus an diesem Evangelium nehmen lassen, erklärt werden. (Befremdend bleibt es immer, daß die Alten, zwar von der Theilnahme des Paulus, aber nichts von diesem Urevangelium gewußt haben sollen, wenn es wirklich einstens vorhanden war). — Die Zeit der Abfassung läßt Hr. Berthold unbestimmt, nur könne es nicht nach dem Jahre 63 geschrieben seyn, weil Lukas Ap. Gesch. 1, 1. sich ausdrücklich auf sein Evangelium bezieht. Gar frühzeitig aber könne es nicht verfaßt seyn, weil K. 1, 1. schon mehrere Evangelien (und doch kein Urevangelium) erwähnt werden. Auch der Ort der Abfassung ist ungewiß. Hr. Berthold rath auf Cäsarea, wo sich Lukas mit Paulus nach Ap. Gesch. 23, 23. ff. über zwey Jahre (im J. Chr. 60 u. 61) ganz geschäftlos aufhielt. — Hr. B. stimmt dem Eichhorn bey, daß das Evangelium des Marcion eine frühere Übersetzung von dem Exemplar des Urevangeliums gewesen, welches Lukas seinem Evangelium zu Grunde gelegt, und hin und wieder aus anderen Quel-

len erweitert habe. Lukas soll aber die Abschrift des Urevangeliums, welche Paulus ihm überlassen hat, zu Grunde gelegt haben. Es bleibt auch sonderbar, daß Marcion eine Abschrift des Urevangeliums erhielt, welches seine Zeitgenossen gar nicht kannten, sondern ihn einen Verfälscher des Evangelium des Lukas nannten. Es wird dieser Schwierigkeit nicht abgeholfen, wenn Hr. B. behauptet, Lukas habe das Urevangelium des Paulus in erweiterter Gestalt, griechisch bearbeitet; selbiges sey aber auch ins Griechische übersetzt worden, und in dieser Übersetzung in die Hände der Pontischen Christen gekommen, aus welchen Marcion ausgegangen; daher sein Evangelium weniger enthielt als das Evangelium des Lukas. — Die ersten zwey Kapitel endlich werden gegen Evanson und Horst als ächt vertheidigt.

Johannes hat nach §. 541 nur die gemeine Bildung eines Fischers erhalten. (Nach seinen Schriften und der Bekanntheit mit dem hohen Priester Annas Joh. 18, 15., zu urtheilen, dürfte Johannes wohl keine sogar gemeine Fischererziehung genossen haben.) Daß er sein Evangelium Aramäisch verfaßt habe, wird aus guten Gründen zurückgewiesen. Auch diejenigen werden treffend widerlegt, welche behaupten, Johannes habe die Reden Jesu umgeformt; dagegen Hr. B. behauptet, Johann habe mehrere Reden Jesu, als er sie hörte, sogleich aufgezeichnet, und er liefere sie mit allen dem Schwunge, welcher Jesu eigen war, und mit seinen Thaten übereinstimmt, wie auch in den drey ersten Evangelien Reden Jesu vorkommen, die eben diesen Geist athmen, und eben diese Farbe haben. Es wird hierauf dieses aus dem Evangelium selbst sehr wahrscheinlich gemacht. — Die Zeit der Abfassung bestimmt Hr. Berthold auf das letzte Jahrzehend des ersten Jahrhunderts, mit dem Beysatze, daß Johannes vielleicht gar erst kurz vor seinem Tode zu Ephesus geschrieben, und die Verbreitung seiner Schrift anderen überlassen habe, worauf das letzte Kapitel zielen soll. Der Zweck des Evangeliums im allgemeinen ist K. 20, 31. ausdrücklich angegeben; der besondere Zweck aber war nicht, bloß Ergänzungen zu den drey ersten Evangelien zu liefern; auch nicht bloß, um dem Cerinthus zu widersprechen; vielweniger, die Valentinianer, oder Marcioniten, die ohnehin später entstanden sind, oder die Eboniten, die in Asien nicht waren, zu widerlegen; einige polemische Absichten aber, besonders gegen die Johannisjünger, gesteht Hr. B. ein, wie sie sich auch wirklich gar nicht leugnen lassen, indem die Spuren hiervon zu deutlich sind; nur die Hauptabsicht Johannis war dieß alles nicht, sondern, die Aussprüche und Unterredungen Je-

su für die christliche Nachwelt zu erhalten, welche Johannes auch durch historische Zugaben erweiterte, die zum Beweis der Würde des Messias vieles beytragen. Hiermit mag Johann mehrere Nebenzwecke verbunden haben, als: den in Umlauf gekommenen falschen Nachrichten von der Leidens - Sterbens - und Auferstehungsgeschichte Jesu, und den Irrthümern der Doketen, des Cerinthus, und der damals sich schon bewegenden Gnostiker zu widersprechen. — Was in unseren Zeiten gegen die Ächtheit dieses Evangeliums vorgebracht worden, ist so geringfügig, daß es mit Recht kurz und gut abgefertigt wird. — Die Ächtheit der Stelle Joh. 7, 53—8, 11. wird unentschieden gelassen, und das letzte Kapitel wird von Hrn. B. bestritten, besonders weil Joh. 21, 23. der Tod Johannis vorausgesetzt werde, was Rec. in dieser Stelle nicht finden kann.

Lukas muß seine *Apostelgeschichte* sogleich nach dem Ende der Gefangenschaft Pauli zu Rom (im Jahr 62) herausgegeben, und dem Theophilus übersandt haben, weil er von den folgenden Reisen und Geschäften Pauli nichts weiter meldet. Daß er den ersten Theil aus mündlichen Nachrichten gesammelt, findet Hr. B. nicht wahrscheinlich, sondern vermuthet, daß Lukas manches aus der, von Eusebius und Hieronymus erwähnten Schrift: *die Thaten oder die Predigt Petri*, entlehnet habe. Auch die Reisen Pauli, meint Hr. B., möchte Lukas aus einem Reisejournal genommen haben, welches K. 27—28, 16. durchleuchten soll, und hieraus sey die Ungleichheit der Schreibart zu erklären. Hr. Berthold verwirft alle Meinungen über den Zweck des Lukas bey der Abfassung dieser Schrift, und behauptet, er habe bloß die ihm in die Hände gefallenen Materialien mit Einreihung anderer durch eigene Erfahrung gesammelten Nachrichten zu einem Ganzen verarbeiten wollen. Aber hierbey bleibt doch noch immer die Frage, warum oder in welcher Absicht er schrieb, diese Wahl unter seinen Materialien traf, und seine Geschichte bis zu diesem Zeitpunkte ausführte; er hat doch wohl nicht geschrieben, bloß um zu schreiben. Daß er die Reisen Pauli, und was durch diesen Apostel unter den Heiden bewirkt worden, liefern wollte, ist offenbar; um aber dieses mit den Arbeiten der übrigen Apostel und mit seinem Evangelium auf eine gewisse Art zu verbinden, konnte er nicht anders als mit der Auffahrt Jesu und der Sendung des heiligen Geistes anfangen.

Das ganze Werk ist mit vielem Fleiß gearbeitet, und zeuget von der weitschichtigen Gelehrsamkeit des Hrn. Verfs.; besonders sorgfältig sind allenthalben die verschiedenen Meinungen der Gelehrten gesammelt und scharfsichtig beurtheilet.

Hätte der Hr. Verf. hierbey auch die heiligen Bücher selbst tiefer studirt, so würde er etwas noch weit vollkommeneres geliefert haben. Übrigens wäre vielleicht zu wünschen, daß manche Artikel kürzer gefaßt, und die Schreibart minder wortreich wäre. — Der vierte Theil muß nach der Verheißung am Anfang der Vorrede, daß selbiger nach einigen Monaten (vom 21. Hornung 1815) erscheinen soll, nun schon lange an das Licht getreten seyn, wovon wir aber bis jetzt nichts gehört haben.

Gotthold Ende.

Polnische Literatur.

Za pozwoleniem zwierzchności. Prospekt i Prenumerata na Dzieło pod tytułem Pamiątka Dziejów Bochatyrskich zwięku Graysko-Troskiego w śpiewach Homera i Kwinta Kalabra Słowiańskim Narodom dochowana, przekładania i objasnienia Jacka Idziego Przybylskiego według pierwoworów Greckich Tomów Sześć w Krakowie 1814 u. 1815. 4. 24 S. 1 Floren Polnisch. oder 15 kr. Preufs. Courant.

Der vollständige Titel dieser Ankündigung lautet in möglichst treuer Übersetzung in Prosa also: Mit Erlaubniß der Obrigkeit. Inhalts- und Pränumerationsanzeige auf nachstehendes Werk unter dem Titel: Denkmal der Heldenthaten aus dem Graio-Trosischen Zeitalter in den Gesängen des Homer und Quintus Calaber den slawonischen Nationen erhalten, übersetzt und erläutert von Hiacynth Ägid Przybylski nach den griechischen Originalen, 6 Theile. Krakau 1814 u. 1815.

Hr. Prz. bekannt durch die Übersetzung der Äneide kündigt nun eine neue Übersetzung des Homer und Quintus Calaber an, wobey er fünfmal seine Handschrift geändert, und eine Arbeit liefert die ihn ein Vierteljahrhundert gekostet hat. Er gibt auch Proben, den Anfang der Iliade, den Anfang des Quintus Calaber, so dann ein Stück von XXIII. 651—699 von der Ilias; IV. 469—489 von Quintus Calaber. 6 Dukaten ist der Pränu-

merationspreis. 300 Pränumeranten sind erforderlich um das Werk zu Stande zu bringen. 5 Theile sind Übersetzung. 42986 Stück Verse des Graien Homers und des diminutiven Griechen, (Graik, Grek) Quintus Calaber. 620 Stück deto als Inhaltsanzeige. Endlich im VI. Theile 2774 Stück Noten. Alles genau gezählt, ohne Rabatt bildet das Ganze in solidum genau berechnet. Interessant ist die Geschichte der Handschrift des Verf., und eine wohlverdiente Lobpreisung des gütigen Kaiser Alexander I. von Rußland. Sonst ist keine Eigenheit des Styls in der Ankündigung sowohl, als auch in den Proben nicht gespart; denn der begeisterte Hr. Verf. kann nicht Unrecht haben. Seine Adjectiva auf *ebny* sind auch jetzt vor der Hand noch nicht in die Poesie gerückt, allein *Wyzew Ajaxa w Tuzy* ist doch schon zur Epopöe gereift. Selbst der Nachkömmling des Grayen (Altgriechen) Homers, der Kleingriechen (Graik) oder der modernere Griechen (Grek) Q. Calaber wird wohl an diesem Titel seines Probestückes kein Gefallen finden, um so mehr, da dieses erhaltene Denkmal für die ganze Slawenwelt gelten soll. Ref., welcher wirklich wegen des vielen Guten, was Hr. P. hat, es wünscht, daß die Slawenwelt 1800 Dukaten zusammen schießen möchte, und daher auch mit der Anzeige geeilt hat, fürchtet gar sehr, daß man selbst in Polen die *Tuzy* des Ajax zweydeutig nehmen dürfte und daß manche eine Art Kartenspiel mit den vier *Däusern* der polnischen oder altdeutschen Karte verstehen könnte, in welche Ajax gar lieblich mit seinen Companen habe spielen wollen. Treue und gute Verse oder Reime, (denn eigentlich ist es doch mehr auf Reime, als auf Verse abgesehen), sind wohl auch schwer zusammen zu vereinigen, wenn man die Verse stückweise berechnet; allein auf manche wohl gelungene Stellen kann man bey dem gelehrten Verf. im Voraus rechnen; welcher selbst *invita Minerva* dem Apollo zu huldigen weiß. Nach Betkowskes Literaturgeschichte Polens 1814 hat man von dem gelehrten Staszicz eine gute und treue prosaische Übersetzung zu erwarten. Treue, dünkt uns, ist auch nur in Prosa möglich, oder in vernünftigen schulgerechten Deutungen, Treue und Poesie sind aber in Übersetzungen nur in der Approximation möglich, wie man dieß bey Ramler, Wieland u. s. w. sieht, und zwar bey jedem in seiner individuellen Manier.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 31.

Dienstag, den 19. April

1814.

Technologie (chemische).

Ueber das Schießpulver. Eine chemisch-technische Abhandlung von Dr. Joh. Ludw. Georg Meinecke, Professor der Chemie, Physik und Naturgeschichte an der königl. Westphälischen Artillerie- und Genieschule, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, der mineralogischen Societät zu Jena und der schlesischen Gesellschaft der Industrie. Halle, J. Ch. Hendels Verlag 1814. 8. 84 S. Besonders abgedruckt aus dem dritten Hefte des zweyten Bandes der neuen Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Halle.

Mit besonderem Vergnügen zeigt Recensent ein Buch an, welches ihn aus allen, die er bisher über denselben Gegenstand gelesen, am meisten befriediget hat.

Der Verf. fängt ohne Vorrede und Einleitung gleich von der Sache selbst, und zwar von dem Verhältnisse der Bestandtheile im Schießpulver an. Der wichtigste Bestandtheil ist der Salpeter als Nahrungsmittel der Entzündung, dann folgt die Kohle, von welcher die Entzündung ausgeht; der Schwefel dient zur Unterhaltung der Explosion und zur Befestigung der Körner. Das Verhältniß von 76 Thl. Salpeter, 15 Thl. Kohle und 9 Thl. Schwefel gibt das stärkste Pulver. Durch Vermehrung des Schwefelverhältnisses wird das Pulver dauerhafter aber schwächer. Ist ein zu großes Verhältniß von Kohle vorhanden, so wird das Pulver zu locker und zieht Feuchtigkeit an. Das Kriegspulver muß wegen der häufigen Transporte am festesten seyn, und daher das größte Verhältniß von Schwefel, nämlich: $\frac{1}{8}$ enthalten; das Jagdpulver enthält wenig Schwefel und mehr Kohle. Das Bergwerkspulver enthält weniger Salpeter und etwas mehr Schwefel. Nun folgen die Verhältnisse von 28 geprüften Pulversätzen. Das chinesische Pulver enthält 61, 5 Thl. Salpeter, 23 Thl. Kohle, 15, 5 Thl. Schwefel. Als Hauptmomente (der Verf. nennt sie Principien) der Pulverbe-

Viertes Heft.

reitung werden angegeben: die Güte der Bestandtheile, die feinste Pulverisation, die innigste Mischung, die gehörige Consistenz, die Körnung, Abrundung, Trocknung, Scheidung der Körner von verschiedener Größe, die möglichste Gefährlosigkeit und Einfachheit. Es gibt aber 3 Hauptmethoden der Pulverbereitung: die althergebrachte, die revolutionäre, die neue in Frankreich eingeführte Methode. Nach der ersten Methode werden die im gehörigen Verhältnisse gemengten Bestandtheile gestampft, dadurch sehr fein pulverisirt, und zugleich sehr innig gemengt. In einigen Fabriken werden die vorher einzeln gepulverten Bestandtheile durch Walzen gemengt, die Chineser bringen die Mischung der Bestandtheile durch Kochen zu Stande, ihr Pulver ist aber schlecht. Das Pulver muß so lange gestampft werden, bis es sich wie eine fette Masse aufstreichen, und gar keine, auch nicht die feinsten Körner fühlen läßt. Die mäßig feuchte Masse wird nun in hölzernen Sieben gekörnt, dann durch ein Haarsieb vom Mehlpulver gereinigt, darauf durch das Reiben der Körner aneinander gerundet und geglättet, nachher entweder an der Sonne oder in vorsichtig geheizten Stuben getrocknet, endlich noch einmal ausgestäubt und so verpackt, daß es keine Feuchtigkeit anziehen kann. Das Eigenthümliche der revolutionären Methode besteht darin, daß die Substanzen einzeln zermalm und gesiebt, in Tonnen durch Umdrehen mit kleinen Kugeln gemengt, unter einer Presse mit wenigem Wasser zu Kuchen geformt, daß diese dann in kleinere Stücke zerbrochen und durch derer wechselseitiges Aneinanderreiben gekörnt werden. Nach dieser Methode konnten zwar in kurzer Zeit ohne Gefahr ungeheure Mengen bereitet werden, allein man fand, daß das Pulver nicht innig genug gemengt, und für den Transport nicht dauerhaft genug war; daher behielt man von dieser Methode nur das wahrhaft Vortheilhafte bey, und verband dieses mit dem Guten der alten Art, wodurch die neue Methode entsprang, deren Wesentliches in folgendem besteht: die Substanzen werden einzeln zermalm

Der Pulversatz wird in Stampfmühlen vollkommen gemengt und gereinigt, durch pergamentene Siebe gekörnt, in Tonnen geglättet. Das feinste Pulver wird zweymal zermalm und gekörnt. Bereitung des Kaiserpulvers, des Bergwerk- und Handlungspulvers. Einigen vorgeschlagenen Verbesserungen des Pulvers durch Zumengung von Knallsilber, von Gummi, Kalk oder Braunstein, durch Befeuchten mit Weingeist oder Äther wird aller Werth abgesprochen. Die von der k. k. Artillerie hier in Wien angestellten Versuche bestätigen das Urtheil des Verfs. in Hinsicht des Knallsilbers vollkommen; denn dieses wirkt bey einer unbedeutenden Projectionskraft äußerst zerstörend auf alle unmittelbaren Umgebungen; ja verpuffendes Knallsilber entzündet nicht einmal das Schießpulver sicher, sondern zerstreut es vielmehr. Besonders auffallend ist die dem Recn. ganz neue Bemerkung des Verfs., daß in einem bisher noch unbekanntem Verhältnisse mit Digestirsalz (der Verf. nennt es Kochsalz) verunreinigter Salpeter ein stärkeres Schießpulver liefert, als wenn er ganz rein ist. Hier hätte doch wohl auch das Berthollet'sche Knallpulver mit hyperoxygenirten Digestivsalz eine Erwähnung verdient, welches, ob schon man damit nicht mehr Gewehre ladet, durch die neuen Flintenschlösser als Zündkraut in sehr häufigen Gebrauch gesetzt zu werden anfängt. Nachdem die äußeren Kennzeichen eines guten Pulvers angegeben worden sind, wird über die verschiedenen, theils vorgeschlagenen, theils ausgeführten Pulverproben: eprouvettes: geurtheilt, und der Mörserprobe der Vorzug eingeräumt. Wird das spez. Gewicht des Wassers = 350 gesetzt; so verhält sich das spez. Gewicht des Mehlpulvers zu demselben wie 383, das des Kornpulvers wie 353. An feuchter Luft kann das Pulver über 14 p. C. Wasser anziehen; 5 p. C. Feuchtigkeit verträgt es ohne Schaden seiner Wirksamkeit. Wärme unter dem Siedepuncte des Wassers nützt dem Schießpulver, wenn sie aber diesen Grad erreicht, verflüchtigt sie den Schwefel; über demselben schmilzt sie ihn und die Körner kleben wie feucht aneinander; bey noch höheren Hitzegraden entzündet sich der Schwefel von selbst. Das Schießpulver entzündet sich nicht leicht durch eine Flamme, sehr leicht durch glühende Körper oder Funken, weil die Entzündung des Pulvers am leichtesten von der Kohle ausgeht. Daher entzündet man Pulver schwer durch eine brennende Fackel, durch Electricität und Galvanismus, durch angezündete brennbare Knallluft; daher kann Äther und Weingeist über Pulver abbrennen ohne dasselbe zu entzünden. Im letzten Falle darf freylich das Feuchtwerden durch das zurückgelassene und neu erzeugte Wasser nicht übersehen werden. Auch die Flamme entzündet das Pulver, wenn sie nicht bloß an

demselben hinstreift, sondern auf einen Punct so lange wirkt, bis sie die Kohle zum Glühen bringt. Die zur Analyse des Pulvers auf das Verhältniß seiner drey Bestandtheile angegebene Methode ist die gewöhnliche. Dem Verderben durch Feuchtwerden ist das Pulver am häufigsten ausgesetzt: hat es unter 8 p. C. Feuchtigkeit angezogen, so läßt es sich durch Trocknen verbessern; besitzt es mehr Feuchtigkeit, so muß es der Pulvermühle übergeben werden. Mit Meerwasser befeuchtetes Pulver muß ausgelaugt werden. Die Bestimmung des Schwefels im Pulver ist diese, durch seine Verbindung mit dem Kali das Freywerden der flüchtigen Bestandtheile des Salpeters zu begünstigen; daher ein Pulver ohne Schwefel immer schwach und langsam wirkt. Das Pulver bedarf zur Verbrennung eine merkliche Zeit, welche mit der Ausdehnung, aber nicht mit der Masse desselben zunimmt. Ist das Pulver eingeschlossen und gekörnt, so beschleunigt die heiße, eingepresste, die Zwischenräume durchdringende Luft die Schnelligkeit der Verbrennung. Daher kann durch Verstärkung der Ladung die Kraft des Schusses nur bis auf einen gewissen Grad vermehrt werden; und daher fordert jede Ladung eine gewisse Länge des Laufes. Die Flamme und der Knall bey dem Verbrennen des Schießpulvers entstehen von der Knallluft, die sich durch Zersetzung der Feuchtigkeit bildet. Diese Knallluft befördert aber nicht die Wirksamkeit des Schießpulvers, weil die Wirkung zu momentan ist; daher ist ein stark knallendes Pulver nicht immer das beste. Die Kraft des Schießpulvers beruht auf der Menge bleibender Gasarten, und auf ihrer schnellen Ausdehnung durch die Wärme. Die Art und das Verhältniß dieser Gasarten ist verschieden, je nachdem kleinere oder größere Quantitäten des Pulvers verpufft worden sind. Im ersten Falle erhält man $\frac{1}{12}$ schweflichte Säure, $\frac{1}{12}$ Salpérgas, $\frac{5}{12}$ Kohlensäure und $\frac{5}{12}$ Stickgas; im zweyten Falle erhält man etwas mehr schweflichte Säure, nur $\frac{3}{12}$ Kohlensäure, $\frac{3}{12}$ Kohlenoxydgas, etwas mehr als $\frac{5}{12}$ Stickgas. Das Kohlenoxydgas ist es, welches selbst nach dem Abbrennen des Geschützes bey Zutritte der Luft aufflammt. Die zwey wirksamsten Gasarten sind die Kohlensäure und das Stickgas. Der nach dem Verpuffen des Schießpulvers und dem Entweichen der Gasarten zurückbleibende Rückstand von fixen Stoffen (Pulverschleim) beträgt über die Hälfte des Gewichts von dem verbrauchten Schießpulver, und besteht aus 0,10 Kohle (folglich ist nur die Hälfte der Kohle verbrannt) 0,55 Gas, 0,10 schwefelsauren, 0,05 kohlen-sauren, und 0,05 reinem Kali; alles übrige, also 0,70—0,75 sind Schwefelleber. Der Schwefel ist also bey dem Verpuffen des Pulvers nicht verbrannt, sondern nur geschmolzen. Die Quantitäten dieser durch Versuche ge-

fundenen Producte werden nun durch den Calcul bestätigt und gezeigt, daß die Ingredienzen des Pulvers bey ihrer Zersetzung in die entferntesten Bestandtheile, und bey der Wiedervereinigung dieser unter andern Verwandtschaftsverhältnissen gerade dieselben, der Qualität und Quantität nach, haben liefern müssen. Die gänzliche Zersetzung des Pulvers im ersten Momente nach der Entzündung, und die neu entstandenen Producte im zweyten Momente wird durch zwey Tabellen gleichsam versinnlicht. Aus 1 Gran Pulver entwickeln sich $\frac{2}{3}$ K. Zoll bleibender Gasarten. Durch verpuffendes Pulver kann Silber und Kupfer in kleinen Stücken zum Schmelzen gebracht werden, daher muß der Grad der durch das Verbrennen des Pulvers hervorgebrachten Hitze dem Schmelzpunkte dieser Metalle gleich seyn, wenn nicht der Schwefel und das Kali das Schmelzen dieser Metalle beförderte. Wenn etwas Pulver in einem starken Gefäße unter Quecksilber verbrannt wird, so zieht sich das erzeugte Pulvergas bey dem Erkalten bis auf $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ seines anfänglichen Volumens zusammen, also beträgt die Ausdehnung der aus jedem Gran Pulver entwickelten, bleibenden Luft gleich bey ihrer Entstehung 4 K. Zoll. Ein K. Zoll Pulver enthält 330 Gran, folglich dehnt sich das Pulver bey dem Verpuffen um das 220fache seines Volumens aus. Die Hälfte des vorher vom Pulver besetzten Raumes nehmen nach den Verpuffen die zurückbleibenden fixen Bestandtheile ein; folglich ist die Pulverluft 440mal comprimierter als die atmosphärische, und ihr Druck ist folglich der 440fachen der Atmosphäre gleich. Nun vermehrt die Wärme die Elasticität der Pulverluft wenigstens noch um das 5fache, steigert sie also auf den 2200fachen Luftdruck. Diese Elasticität nimmt zwar bey der durch die Bewegung der Kugel entstehenden Vergrößerung des Raumes beträchtlich ab, allein, wenn auch der Lauf die Pulverkammer an Länge 10mal übertrifft, so wirkt das Pulver zur Zeit, als die Kugel den Lauf verläßt, doch noch mit dem 220fachen Luftdrucke auf dieselbe. Der Verf. zeigt, daß Rumford, der dem Pulver eine dem 5500fachen Luftdrucke gleichkommende Kraft zuschreibt, diese Resultate durch die Art, wie er seine Versuche anstellte, habe erhalten müssen; und daß man die Wirkung des Pulvers nicht aus der Elasticität der bey seinem Verpuffen entstehenden Wasserdämpfe erklären könne. Es werden einige Explosionsversuche des Pulvers in verschiedenen Gasarten beschrieben, vorzüglich um zu zeigen, daß gutes Pulver bey dem Verpuffen weder eines andern Sauerstoffes noch eines andern brennbaren Körpers bedarf, als welche es selbst besitzt.

Rec. hat seinen Zweck verfehlt, wenn dieser gedrängte Auszug nicht im Stande war, den Lesern eine würdige Meinung von dem Scharfsinne,

von der Gründlichkeit und zum Theil von der Originalität der in dem Werke entwickelten Ideen beyzubringen. Schade, daß so viele Druckfehler das Außere desselben verunstalten und den Leser öfters stören!

Medicinalwesen.

Johann Peter Franks, Sr. kaiserl. Majestät von Rußland wirklichen Staatsrathes und Leibarztes, Supplement-Bände zur *medicinischen Polizey*, oder Sammlung verschiedener, in diese Wissenschaft einschlagender, eigener Aufsätze. Erster Band. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1812. 8. XVI, 267 S.

In der sinnvollen und meisterhaft bearbeiteten Vorrede zu dieser interessanten Schrift erklärt der würdige, als Arzt, als Lehrer, als Staatsmann und Schriftsteller gleich berühmte Herr Verf. unter andern, daß ihn die Furcht: „es dürften nach seinem Hinscheiden manche seiner, in fremde Hände gerathenen, weniger bedeutenden, Schriften dieser Art, von schreibfertigen Menschen, die nicht leicht eine der Ehre des Verblichenen entsprechende Auswahl zu treffen gewohnt sind, der Presse übergeben werden,“ zur Herausgabe dieser Supplementbände bewogen habe. — Der vorliegende erste Band enthält folgende drey, eigentlich nicht in die medicinische Polizey, sondern in das *Medicinalwesen*, oder die Polizey der Medicin einschlagende Aufsätze.

I. *Etwas über die Krankenhäuser der ehemals österreichischen Lombardey. Fragepunkte, welche der Untersuchung derselben vorausgeschickt worden sind.* (S. 1—25.) Die dem Aufsatze vorangeschickte kurze Geschichte der Krankenhäuser beweiset, was einige Staatsverwaltungen sehr bald selbst einsahen, daß dergleichen Zufluchtsörter für arme Kranke, weit besser unter der Aufsicht von Privaten, nämlich ihrer reichen Stifter und Beschützer, als unter der Verwaltung des Staates gedeihen. So hatte der Staat zu den frommen Stiftungen in der ehemaligen österreichischen Lombardey, deren zwey und vierzig namentlich angeführt werden, das wenigste; reiche Adelige und Güterbesitzer das meiste beygetragen. Die vornehmsten Familien gaben sich noch überdies mit der Aufsicht über das jährliche Einkommen und über den Krankendienst ab. In jedem größern Krankenhause vereinigten sie sich unter der Benennung einer *Congregazione dello spedale*, und auf dem Lande vertraten die vorzüglichsten Bürger und *Estimati* oder Güterbesitzer deren Stelle. Um den Geist der Wohlthätigkeit mit der Zeit nicht erkalten zu lassen, waren in dem großen Congregationsssaale zu Mayland die wohlgetrof-

fenen Bildnisse der vorzüglichsten Wohlthäter aufgestellt, und diese wurden in verschiedener Größe nach Verhältniß der Vermächtnisse, zu bestimmten Tagen des Jahrs, dem Publikum gleichsam zur Verehrung vorgewiesen. Als aber der höchstselige Kaiser *Joseph II.* durch die bey dieser Verfassung hie und da eingeschlichenen Mißbräuche bewogen wurde, sämtliche *Congregazioni* der Spitäler aufzuheben und nur einem Manne aus denselben in jedem Krankenhause das Ökonomische, einem medicinischen Director die polizeyliche Aufsicht, und dem Protophysikus die medicinische Leitung aller jener Stiftungen anzuvertrauen; so hatte dieß die üble Folge, daß von dieser Stunde an, bis zu Ende der Josephinischen Regierung, wo der Adel wieder zur Verwaltung dieser Häuser gelassen wurde, kein Vermächtniß mehr zum Vortheil dieser Spitäler gemacht wurde. — Als dem Hrn. Verfasser im Jahre 1786 das Referat über sämtliche Spitäler übertragen wurde, machte er dem k. Gubernium zu Mayland den Vorschlag, an alle diese fromme Stiftungen Fragepunkte zur genauesten Beantwortung auszustellen, um sich dadurch vorläufig in die Kenntniß des Zustandes eines jeden dieser Krankenhäuser zu setzen. Diese Fragepunkte betreffen: §. 1. die Lage des Spitals; §. 2. die Beschaffenheit des Gebäudes; §. 3. die Zahl, Beschaffenheit, Stellung der Betten; §. 4. die Zahl der angestellten, und im Spital wohnenden Personen; §. 5. die Vertheilung der Kranken in den Sälen; §. 6. die Art der Aufnahme der Kranken; §. 7. die Beichtväter und den Gottesdienst; §. 8. die Art, Kranke in das Spital zu bringen; §. 9. die Besuche der Anverwandten im Spital; §. 10. die Krankenkost; §. 11. die Reinlichkeit; §. 12. die Beköstigung der Dienstleute; §. 13. die Mittelzahl der jährlich aufgenommenen, in Streitigkeiten verletzten, der Scheintodten; §. 14. der Schutz vor Kälte und Hitze; §. 15. die Anzahl der angestellten Ärzte, Wundärzte, Gehülfen, Krankenwärter; §. 16. die Aufzeichnung der Krankengeschichten; §. 17. die Apotheke; §. 18. die Ausgabe und die Einnahme; §. 19. das Conduitenbuch in Bezug auf die Dienstleute des Krankenhauses. Die übrigen acht Fragen beziehen sich auf die zur Verpflegung dieser Unglücklichen im Schoofse ihrer Familie, bestimmten Stiftungen. — Wenn gleich dieser Aufsatz unsere Wisgier über den Zustand und die Einrichtung dieser Krankenhäuser nicht befriedigt; so lehrt er doch die schwere Kunst, geschickt und zweckmäßig zu fragen, um uns von der Beschaffenheit solcher Institute zu unterrichten.

II. *Ueber die im Jahre 1788 für die österreichische Lombardey entworfene Apothekerordnung.* (S. 25—162.) Bevor der berühmte *Scopoli* zum Professor der Chemie auf der hohen Schule zu Pavia

ernannt und eine ansehnliche Menge von Schülern unterrichtet hatte, fanden sich nur wenig Apotheker im Mayländischen, die bey Verfertigung ihrer Arzneyen nicht ganz mechanisch zu Werke gegangen und nicht bloße Arzneyhändler gewesen wären. Fast alle chemische Producte mußten sie vom Auslande bestellen, ohne ihre Echtheit beurtheilen zu können. In den Städten und auf dem Lande hatten sich die Apotheken bis auf 521 vermehrt; man mußte daher wenigstens den Landapotheken, nebst ihrem Gewerbe, noch den Verkauf von Zucker, Kaffee, Gewürzen, Rosolio u. s. w. gestatten; und so waren die meisten Officinen wahre Gewürzbuden, eine Art Schenken, wo sich eine Menge Menschen gemeinschaftlich versammelten, um sich da die lange Weile zu vertrinken. Hier war es nun nicht wohl möglich, daß die Vorschriften der Ärzte bey Verfertigung der Arzneyen von leichtsinnigen oder neugierigen Apothekergesellen immer mit Genauigkeit befolgt, oder daß nicht jedes Recept von Müßiggängern begafft, und allenfalls auf den Zustand der Patienten, nicht selten zum Nachtheil ihres guten Namens, geschlossen worden wäre. Unserm Hrn. Verf., dem die Regierung das Geschäft übertragen hatte, so vielen Unordnungen und Mißbräuchen abzuhelfen, wurden, zumal als einem Ausländer, besonders von den Apothekern in Mantova und Mayland, alle nur mögliche Hindernisse in den Weg gelegt. Die Einwendungen gegen diese neue Ordnung und die hierüber gegebenen Aufklärungen an das k. Gubernium enthält der gegenwärtige lesenswerthe Aufsatz, in dessen Inhaltsanzeige sich *Rec.* jedoch nicht einläßt, weil derselbe bereits in der vom ehemalig Wittemberger Professor *Samuel Titius* herausgegebene Schrift: *Dr. J. P. Franks* drey zum Medicinalwesen gehörige Abhandlungen. Leipz. 1790. 8. enthalten, und somit unsern Lesern bekannt ist.

III. *Studienplan für die medicinische Facultät auf der hohen Schule zu Pavia.* (S. 162—267.) Unter *Maria Theresiens* Regierung war es den Mayländer Staatsminister, Grafen von *Firmian* gelungen, die von ihrem alten Glanze abgekommene hohe Schule zu Pavia gleichsam aus ihrer Asche wieder hervorzurufen. Unter *Joseph II.* Regierung gewann das glücklich angefangene Werk noch mehr an Vollkommenheit. Bey der medicinischen Fakultät sah man einen *Burseri*, *Moscatti*, und nachher einen *Tissot*, *Ramponi*, *Scopoli*, *Nessi*, und *Carminati* glänzen. Für das anatomische und chirurgisch-praktische Fach wurde *Antonio Scarpa*, und an *Tissots* Stelle im J. 1785 unser Herr Verf. berufen. Schon *Tissot* hatte den Auftrag erhalten, für die medicinischen Studien einen Plan zu entwerfen, der zwar im Druck erschienen, aber nicht zur Ausführung gekommen ist. Einen glei-

chen Auftrag erhielt der Herr Verf. gleich nach seiner Ankunft zu Pavia, und zwar vom höchsten Hofe. Die Ursachen, wegen welchen auf eine Verbesserung des Studienwesens so ernsthaft gedrungen wurde, waren: die lange Dauer der großen Schulferien, die vielen Fest- und Rubetage und das zum Unterrichte junger Ärzte und Wundärzte noch nicht gehörig eingerichtete aesehnliche Krankenhaus. Dieser hier mitgetheilte Studienplan wurde in den Jahren 1785 u. 1786 entworfen, und im nächstfolgenden Jahre in Ausübung gesetzt. Er verbreitet sich in der I. *Abtheilung* über die zur Erlernung der Heilkunst nöthigen Vorbereitungs-wissenschaften, das Studium der Anatomie, der Lehre von dem gesunden Zustande, der speciellen Krankheitslehre, der Arzneymittellehre, und allgemeinen Heilkunde, der Pflanzenlehre, der Scheide- und Apothekerkunst, der Gesundheitslehre, der Geschichte der Arzneywissenschaft und Receptirkunst, der praktischen Arzneykunde, der theoretischen und praktischen Wundarzneey, der Entbindungskunst, der gerichtlichen Arzneykunde und medicinischen Polizey; in der II. *Abtheilung* über die bey den Vorlesungen, und dann die bey dem Besuche derselben von den Schülern zu beobachtende Ordnung; in der III. *Abtheilung* über die öffentlichen Prüfungen und akademischen Würden.

Recensent — und mit ihm gewifs jeder Freund der Wissenschaft — wünscht, dafs die Abschiedsstunde, an welche uns der hochverdiente Herr Verfasser in der Vorrede erinnert, noch in weiter Ferne seyn, und Ihm diese Supplement-Bände, so wie jedes seiner angefangenen Meisterwerke zu vollenden gestatten möchte.

— 7 —

P o l i t i k.

Blick auf die neuesten Zeit- und Flugschriften.

(Fortsetzung.)

Was bedeutet Landsturm und Landwehr? (von E. M. Arndt.) Nebst einer Aufforderung an deutsche Jünglinge und Männer, zum Kampfe für Deutschlands Freyheit. Von Justus Grunner kaiserl. russ. Etatsrath. (1813) 23 Seiten in 8.

In dem ersten Theile dieser kleinen Schrift entwickelt Arndt die Nothwendigkeit, den Krieg gegen Frankreich in einen deutschen *Volkskrieg* zu verwandeln. Er unterstützt seine Behauptung durch die unglückliche Erfahrung beynahe aller Staaten von Europa, welche in den vorhergehenden Kriegen einzig und allein mit den stehenden Heeren auszulangen wähten, während die franz.

Machthaber die gesammten Nationalkräfte in Bewegung setzten. (Englands Volkswehr im Jahre 1805 während der Periode des franz. Landungsprojekts, der Landsturm in Tyrol 1805 und 1809, der Nationalkrieg in Spanien, die österreichischen Landwehren 1809, und die Bewaffnung der russischen Landleute im letzten Kriege, dienen als Belege von der Vortreflichkeit und Zuverlässigkeit der Nationalaufgebothe, und es wäre zu wünschen, dafs die Völker endlich einmal ihr wahres Interesse kennen lernen, und die so wichtige allgemeine Übung in den Waffen, auch in Friedenszeiten nicht vernachlässigen möchten! Um wieviel könnte durch diese Mafsregel mit einer der waffenfähigen Mannschaft wenig beschwerlichen Einrichtung, die so drückende Last der stehenden Heere vermindert werden? wieviel gewänne der kriegerische Geist, die äufsere öffentliche Sicherheit, und das Volksthum?) —

Die Volksbewaffnung theilt sich in die *Landwehr* und den *Landsturm*, und begreift alle wehrhafte Männer des deutschen Landes, vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre, die nicht durch Ämter, körperliche Gebrechen, oder sonstige Untüchtigkeit am Dienste gehindert sind. Erstere wird militärisch geübt und bewaffnet, und dient zur Verstärkung des stehenden Heeres; letzterer hat blofs die Bestimmung die Landschaft und den eigenen Herd zu beschützen, und wird nicht über der Gränze gebraucht.

Die Idee, so wie die weitere Ausführung derselben ist sehr klar, und in einer einfachen, auch dem gemeinen Volke verständlichen Sprache vorgetragen. Auf Letzteres scheint auch der Verfasser vorzüglich bedacht gewesen zu seyn. Besonders gefiel Recen. die Instruktion, welche dem Landsturme über sein Verhalten bey einem feindlichen Einfalle in das vaterländische Gebieth ertheilt wird, und die Vertheilung der Beschäftigungen im Falle der gemeinsamen Noth, damit auch kein Stand der bürgerlichen Gesellschaft, Adel, Beamte, Gelehrte, Priester u. s. w. von der allgemeinen Wirksamkeit ausgeschlossen und unthätig gemacht werde. Zucht und Frömmigkeit, Gottesdienst und Gebeth werden der Landwehr und dem Landsturme als beständige Gefährten anempfohlen, das ganze Institut aber als das beste Mittel, den kriegerischen Geist im deutschen Volke rege zu machen und zu erhalten. Diese unstreitig vor den *Grundlinien einer neuen Kriegsordnung* erschienene Schrift hat durch ihre schnelle Verbreitung in ganz Deutschland ihren Zweck vollkommen erfüllt, (ihr Einflufs auf die Bearbeiter des preussischen Landwehr- und Landsturm-Edikts ist unverkennbar) wozu der in der Zugabe befindliche kräftige Aufruf des Herrn Staatsraths Justus Grunner bestens mitgewirkt haben mag.

Zwey Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion. (Von E. M. Arndt.) 1813. 30 Seiten in 8. mit dem Motto:

Die Freyheit ist der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr der Braven,
Die Freyen trägt der Sternensaal,
Der Teufel herrschet über Slaven.

Die im Jahre 1812 kundgemachte Errichtung einer deutschen Legion im russischen Dienst und auf englische Kosten, mußte jedem deutschen Manne eine erwünschte Erscheinung seyn. Sie sollte ein Asyl für diejenigen bilden, welche die Fahnen der Slavery zu verlassen, und sich unter den Panieren der gerechten Sache und der Freyheit zu vereinigen geneigt waren — sie sollte zugleich der Embryo, das Bild des künftigen deutschen Staatenbundes und der reinen deutschen Volksthümlichkeit seyn; denn der Zutritt stand jedem Manne deutscher Zunge und deutscher Abkunft offen, von welchem Zweige des germanischen Stammes er seyn mochte; alle verbanden sich für einen Zweck, die Freyheit ihres Vaterlandes durch Wort und That zu erkämpfen, alle waren von einem Wunsche beseelt, mit jeglicher zu Gebote stehenden Kraft dem gemeinschaftlichen Feinde Abbruch zu thun, und nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis der heimathliche Herd befreyt, die vaterländischen Gränzen vom Feinde gesäubert, die abgerissenen Brüder wieder vereinigt, und ein dauerhafter gesicherter Friede errungen seyn würde.

Löblich war daher die Absicht des Verf., sowohl die Mitglieder der deutschen Legion, als das Vaterland über die wahre Bestimmung dieses Instituts aufzuklären, damit die ersteren desto vollkommener erfüllen, was sie zu leisten versprochen, und letzteres erkenne, welche Aussichten sich eröffnen, was und wieviel es von der deutschen Legion zu hoffen habe, und auf welche Art die Unternehmung der noch wenigen Braven zu unterstützen sey, um heilsame Früchte zu bringen. Doch wird Niemand läugnen, daß die zwey Worte über die deutsche Legion dem Verf. nur als Mittel dienten, seinen ganzen glühenden Haß gegen die Feinde der Deutschheit auszuschütten, und sie in einem Anfälle von patriotischer Wuth derbe durchzusegen. Der feurige kräftige Styl Arndts ist auch hier nicht zu verkennen, wohl aber die Besonnenheit, die ihn, trotz der allenthalben ausgegossenen Gluth, in den meisten seiner übrigen Schriften charakterisirt. Diefes Werkchen erscheint als eine Ausgeburt der übelsten Laune, und der Verf. hätte besser gethan, mit den zwey Worten solange zurückzuhalten, bis die bald nach ihrer Reise in die Welt am politischen Horizonte vorgegangenen Veränderungen seine Laune gebessert hätten. Im Oktober 1813 hätte er weder so gedacht, noch so geschrieben, als er im Jänner desselben Jahrs dachte

und schrieb. Eine Schrift, die Anruhr und Ungehorsam gegen die rechtmässigen Fürsten, Abfall der Truppen u. dgl. predigt, wird im deutschen Volke nie ihren Zweck erreichen. Der deutsche Charakter ist dabey wenig berücksichtigt worden, und der Verf. scheint bey dem besten Willen einen grossen Mißgriff begangen zu haben, da er seine individuelle Ansicht und Denkungsart, gleichsam als den Wunsch und den Ausspruch der Gesamtheit, dem Volke auf eine so gefährliche, häufig in Derbheit übergehende Art aufdrang. Der Deutsche hatte keinen andern Wunsch, als sein Vaterland vom fremden Joche zu befreyen; aller Schlamm und alle Übel, die sich als Folge der fremden Herrschaft in unser Vaterland schlichen, werden als den Wunsch und den Ausspruch der Gesamtheit, dem Volke auf eine so gefährliche, häufig in Derbheit übergehende Art aufdrang. Der Deutsche hatte keinen andern Wunsch, als sein Vaterland vom fremden Joche zu befreyen; aller Schlamm und alle Übel, die sich als Folge der fremden Herrschaft in unser Vaterland schlichen, werden als den Wunsch und den Ausspruch der Gesamtheit, dem Volke auf eine so gefährliche, häufig in Derbheit übergehende Art aufdrang. Der Deutsche hatte keinen andern Wunsch, als sein Vaterland vom fremden Joche zu befreyen; aller Schlamm und alle Übel, die sich als Folge der fremden Herrschaft in unser Vaterland schlichen, werden als den Wunsch und den Ausspruch der Gesamtheit, dem Volke auf eine so gefährliche, häufig in Derbheit übergehende Art aufdrang. Der Deutsche hatte keinen andern Wunsch, als sein Vaterland vom fremden Joche zu befreyen; aller Schlamm und alle Übel, die sich als Folge der fremden Herrschaft in unser Vaterland schlichen, werden als den Wunsch und den Ausspruch der Gesamtheit, dem Volke auf eine so gefährliche, häufig in Derbheit übergehende Art aufdrang.

Im Anhange des Schriftchens befindet sich ein gutes Gedicht mit der Aufschrift: *des deutschen Vaterland*, das so wie mehrere andere, bey den neuesten Abhandlungen des Verf. befindliche Zugaben, nebst einigen ältern Liedern in der Sammlung vorkömmt, die später unter dem Titel:

Lieder für Deutsche, von E. M. Arndt. Im Jahre der Freyheit 1813. 144 S. in 8. (ohne Angabe des Druckortes)

erschienen ist. Diese Lieder sind uns weniger ihres poetischen Werths halber, als wegen ihrem Inhalt, dem Ausdruck patriotischer Gefühle, der kraftvollen Sprache und der guten Absicht des Verf. schätzbar. Das Schönheitsgefühl wird darin wenig Nahrung finden, ja manchmal beleidigt werden; denn der Verf. wird jedem, mit einem ästhetischen Gefühle und Gehöre begabten Leser zugestehen müssen, daß viele seiner Gesänge von burschikoser oder soldatischer Wildheit strotzen, und mehr auf Studentencommerz und Soldatenläger berechnet sind, als auf den Genuss des gebildeten deutschen Publikums. Derbe Ausbrüche des Hasses sind kein poetisches Feuer, Peime keine Verse, rhy-

mische Kraftsprüche keine Gedichte. Dessen ungeachtet kann man nicht läugnen, daß sie im Volke herrliche Wirkung gemacht haben müssen; als Volkslieder, (und das sollten sie eigentlich seyn) haben sie ihren entschiedenen Werth, und mögen zur Aufrüttlung der Schlummernden, zur Belebung des Muths, zur Erweckung patriotischer Gefühle ungemein viel beygetragen haben; — daher die schätzbaren Verdienste, die sich der Verf. auch durch diese Lieder um die deutsche Freyheit erworben hat, vom Recn. und mit ihm von jedem unbefangenen Leser anerkannt werden. Dem kleinen Kreise der Kenner und Liebhaber der Poesie werden nur wenige, dem Herzen des deutschen Patrioten aber sicher alle diese Lieder ansprechen, und die letztere Eigenschaft sichert den Gesängen eine lange Erhaltung, auch wenn die Periode des deutschen Freyheitskriegs vorüber seyn wird, für die sie eigentlich geschrieben sind.

Am besten gefielen dem Recn. die Lieder, welche mit den Jahrszahlen der für Deutschland so traurigen und verhängnißvollen Zeit 1801—1809 überschrieben sind. Besonders ausgezeichnet sind: die Klage um Liebe und Freyheit 1801 (S. 1), die Epistel an Elise 1807 (S. 16), an die Deutschen 1812 (S. 40) die Trost-Ermunterungs- und Danklieder (S. 53—71) die alten und die neuen Deutschen (S. 76), des Deutschen Vaterland (S. 99), der Freudenklang (S. 105), die Leipziger Schlacht (S. 132) und die Lieder des Tyrtäus (136 u. f.).

Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa, von E. M. Arndt 1813 110 Seiten in 8.

Wir beschließen die Reihe der Schriften, womit uns der vortreffliche Arndt in der neuesten Zeit beschenkt hat, mit der Anzeige eines Werks, das nach der Meinung des Recn. unter seine gelungensten gerechnet werden muß. Auf jeder Seite erkennt man das philosophische mit seltener Geschichtskennntniß ausgerüstete Talent des tiefblickenden Verfs. des *Geist der Zeit*. So wie einst Tacitus (Arndts Lieblingschriftsteller des römischen Alterthums,) in den meisterhaften Gemälden des Zustandes der römischen Welt, unter der schrecklichen Regierung des Domitian und seiner tyrannischen Vorgänger, die ganze Fülle des rein erhaltenen römischen Charakters beurkundet; so erscheint uns Arndt in den vorliegenden, eines Tacitus würdigen Darstellungen der Drangsale unsers Zeitalters (das mit dem obigen die treffendste Ähnlichkeit hat) als das Muster der reinen Deutschheit, als ein Mann, der unter den Stürmen der Zeit das eine Große, Herrliche und Edle unverfälscht und unbefleckt in seiner Brust verwahrt, und mit Wort und Schrift, ohne Furcht und Rück-

sicht, unter allen Umständen vor der Welt bekannt hat — seinen Glauben an eine bessere Zukunft, seine Liebe zur Freyheit der Völker, seinen innigen Haß jeglicher Knechtschaft, seinen deutschen Charakter. —

Der Geist der neuen Weltgeschichte und der Geist der Stunde, worin wir leben ist in dem Eingange dieser Schrift (S. 1—18) so wie in der Folge bey Entwicklung des eigentlichen Themas vortrefflich ausgesprochen. Letzteres betrifft die beyden Völker, die in den jüngst verflossenen fünf und zwanzig Jahren die meisten Zungen und Herzen in Bewegung setzten; die beyden Nationen, welche auf die neuere und neueste Geschichte und Bildung Europens den größten Einfluß äufserten; die beyden Kämpfer, welche die Welt wie Erdbeben erschüttert haben — die Engländer und Franzosen, ihr Verhältniß zu dem übrigen Europa und ihre Beziehung auf das deutsche Vaterland.

Der Raum dieser Blätter gestattet es Recn. nicht, einen vollständigen Abriss des Werks zu liefern, besonders da wir bey der Anzeige einiger, uns früher bekannt gewordenen Schriften Arndts zu lange verweilten. Es wird hinreichen, wenn wir den Leser nur auf einige Momente dieses zuletzt erschienenen Produkts des geistreichen Schriftstellers aufmerksam machen.

Die aus der Gesammtheit des franz. und engl. Volks abgezogene Individualität liefert den persönlichen Charakter dieser beyden Nationen in seinen größten Gegensätzen. (S. 19—42) Die Darstellung ihrer Eigenthümlichkeiten als Menschen betrachtet, muß vorausgehn, um ihre Handlungsweise, als Staatsbürger begreifen zu können. Die politischen Einrichtungen und das ganze Staatswesen Frankreichs in den neuern und neuesten Zeiten trägt das Gepräge des franz. Nationalcharakters. Übertreibung, Unmäßigkeit — als Folgen der Unruhe, des wankelmüthigen Leichtsinns, der ungezügelter Phantasie und des Mangels einer hemmenden Schwere — machten alle Versuche scheitern, sich einen ordentlichen Staat einzurichten. Einem Bienenvolke ähnlich können sie nur durch instinktartigen, blinden Gehorsam zusammengehalten werden; und ist in dem allmächtigen Bienenweiser ein Geist der Unruhe und Herrschsucht, so wird die Beweglichkeit und Wahnehre, die dem franz. Volke ganz eigenthümlich ist, bald die Nachbarn zittern machen; denn der Charakter von Eroberern ist den Franzosen mehr eigen, als irgend einem andern Volke. — Der Charakter der Gesellschaftlichkeit und Höflichkeit (*courtoisie*) ist der Schlüssel zur ganzen franz. Geschichte. Es ist in ihr wenig Einzelhervortretendes, wenig Unmittelbares und Allgemeines, aus dem Volke Hervorgehendes; auch die größten franz. Menschen und Begebenheiten hängen an den Fäden

gesellschaftlicher und höfischer Verhältnisse. Die Geschichte Frankreichs ist eine Geschichte des Hofes und der Hauptstadt. Selbst die letzte gräuelvolle Revolution verlängerte diesen Charakter nicht. — So ihre Kunst und Literatur. (S. 24—40.)

Wie Franzosen und Engländer in der Eigenschaft als Menschen einander gegenüberstehen, so bilden sie auch als Bürger den grellsten Kontrast. Gediegene Begründung und Ausbildung der Menschen *in* ihnen selbst, und *aus* ihnen selbst, und eine lebendige Anziehung und Reizung zur Thätigkeit nach Aussen hin, — sind die Bedingungen wodurch ein vollkommener und rechter Staat werden kann. Die Engländer besitzen beydes — das Erste durch ihr Gemüth, das zweyte gab ihnen das muthige Element des Meeres. Jeder Einzelne will nicht blofs Mensch, sondern auch Bürger seyn; daher ihre Verfassung, im Gegensatze des Insektenstaats, frey und republikanisch ist, gebaut auf weise Gesetze. Mensch und Bürgerthum sind in England so innig verschmolzen, daß sie sich selbst in der Betrachtung nicht scheiden lassen. Still, fest, ernst, trotzig und stolz ist der Engländer als Mensch; still, fest, ernst, trotzig und stolz macht die kühne männliche Freyheit. — Die Richtung des Gemüths auf das große Allgemeine, das Gefühl für das Ewige und Unsterbliche aller Zeiten, die lebendige Theilnahme an allem, was Gesetz und Verfassung des Vaterlandes heisst, und das ernste Studium der Geschichte bestimmen den engl. Mann zur fortwährenden Thätigkeit. Daher die bestimmte Gewisheit, Regelmässigkeit und Strenge in den Sitten, eine gewisse gleiche Einfachheit, die den übrigen Nationen so unrichtig als langweilige Einförmigkeit erscheint. — Dieses ernste Betrachten des Lebens, der Gesellschaft, des Staats, ist die Quelle der Gediegenheit und Gründlichkeit, die den Charakter seiner Werke in Beziehung der Kunst und Literatur ausmachen. Weil seine Freyheit der Geschichte und des Alterthums nicht entbehren kann, so ist die ganze Erziehung des Engländers auf den Griechen und Römer gegründet; er lernt als Knabe schon, wodurch für das Vaterland würdig gelebt und gestorben werden kann, und lernt durch die hohe und männliche Ansicht der Welt so vieles Andere obenein. — Wie sich dieser Charakter des Engländers und seiner Staatsverfassung, seiner Literatur und Kunst ausgebildet hat, wie er so und nicht anders gestaltet werden mußte, lehrt die Geschichte des Volks, das seine Eigenthümlichkeiten in den Stürmen der letzten zwanzig Jahre unverändert behauptete, während beynahe alle andern Staaten Europa's vom Strome fortgerissen wurden (S. 41—50).

Was England, als Staat, durch seine Verfas-

sung, seine politischen Verhältnisse, durch seine Schifffahrt und Handel auf die Welt gewirkt hat, (S. 51—57) bildet einen neuen Gegensatz mit den großen Nachtheilen, die durch franz. Herrschaft, Sprache, Sitten und Moden dem übrigen Europa, und besonders dem deutschen Vaterlande zugewachsen sind (S. 32—40). Die herrliche Darstellung des Verfs. läßt bey dieser Materie keinen Abrifs zu. Das schöne Gemälde, die scharfen Gränzlinien, die, aus der genauesten Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten beyder Völker abgezogenen Schattirungen würden bey jedem Auszuge alle Lebhaftigkeit, Klarheit und Schönheit verlieren. Rec. erinnert sich nicht in irgend einem Werke der neuern Zeit eine so vollkommen gelungene Parallele dieser beyden merkwürdigen Nationen gefunden zu haben. Das Original der vorliegenden Gemälde kann nur im klassischen Alterthume gesucht werden.

Ein historischer Abrifs der letzten Ereignisse in Europa seit der franz. Revolution (S. 57—99) liefert uns eine klare Ansicht von dem Antheile, den Frankreich und England an dem großen Schauspiel gehabt, das bis jetzt noch unbeendet vor unsern Augen fortgespielt wird. Ursache und Wirkung werden mit philosophisch-politischen Geiste abgewogen; und endlich schließt der Verf. mit einer Rechtfertigung der englischen Nation gegen die Vorwürfe Frankreichs und seiner Apostel auf dem festen Lande: als ob *sie* den Handel aller andern Völker zerstöre, ihre Manufakturen und Fabriken untergrabe, blofs für sich und ihren Eigennutz streite, und das einzige Hinderniß eines endlichen allgemeinen Friedens sey.

Dieses Werk ist für den künftigen Geschichtschreiber unserer Zeit ein verlässliches und fruchtbares Hilfsmittel. Die Ruhe und Besonnenheit, mit der es abgefasset ist, sichert ihm die Erhaltung und Aufbewahrung für die kommenden Geschlechter. Entfernt von aller Parteylichkeit für ein oder das andere Volk, (daß die Wage sich auf die Seite der Insulaner neigt, ist ein nothwendiges Resultat der Untersuchung des Verfs., und kann ihm keineswegs zur Last gelegt werden), entfernt von aller Animosität, die in den Flugschriften des Tags und den übrigen Blättern Arndts unverkennbar ist, liefert es ein treues Gemälde von dem Charakter der beyden Hauptvölker unserer Epoche, ihren Wirken und Einfluß auf die übrige Menschheit, und wird lange nach dem Ablauf dieser verhängnißvollen Zeit zur Belehrung der über die Ereignisse der Gegenwart staunenden Nachkommen dienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 32.

Freitag, den 22. April

1814.

P o l i t i k.

Blick auf die neuesten Zeit- und Flugschriften.

(Fortsetzung.)

Ueber das Continentalsystem und den Einfluss desselben auf Schweden. Stockholm 1813. 8. 110 S.

Vorstehendes Werkchen erschien zu Stockholm als Vorläufer des Beytrittes Schwedens zur russisch-preussischen Coalition in französischer und deutscher Sprache. Es enthält in gedrängter Kürze das ganze Sündenregister der Napoleonischen Usurpationen und Gewaltthaten so wahr, freymüthig und eindringend dargestellt, daß wir es unbedingt für das *beste* erklären, was über diesen Gegenstand erschienen ist. Der Verf. wirft zuerst einen Blick auf die Ereignisse, die Bonaparte's Erhöhung vorangingen; dann auf die Ereignisse, welche dieser Erhöhung nachfolgten, bis zum Ausbruch des russischen Krieges (S. 18—62). Der übrige Theil (S. 62—110) ist dem Continentalsysteme und der Frage gewidmet, *ob Schweden sich auf Frankreichs oder Englands Seite schlagen soll?* Der Verf. betrachtet Napoleon nicht als *Helden* und *Feldherrn*, unter welchem Gesichtspuncte er allerdings die Bewunderung der Geschichte verdient, sondern er beschäftigt sich mit der Politik seiner *Frieden*, wodurch Napoleon der Abscheu der Welt geworden ist. Da die *Thatsachen* noch im frischen Andenken sind, so wollen wir bloß die treffenden Reflexionen ausheben, wodurch der Verf. den Charakter der Napoleonischen Politik zu bezeichnen sucht. Eines Urtheils über den Charakter des *Mannes* selbst wollte der Verfasser sich enthalten.

S. 13. „Was auch die Gründe seyn mögen, aus denen Napoleons Handlungen fliessen, ein unbeschränkter Ehrgeitz, oder die gebietherische Nothwendigkeit seiner Lage, welche ihm nicht mehr

Viertes Heft.

verstattet, zurückzugehen, oder nur einmal stehen zu bleiben, ihre Folgen sind immer dieselben. Nehmen wir an, daß er nur für den Frieden und das Glück des menschlichen Geschlechts arbeitet, so muß man doch immer eingestehen, daß er sich ganz und gar nicht darauf versteht. Seitdem er die Zügel der Macht gefaßt hat, haben sich fürchterliche Kriege beständig erneuert, und die Quellen der öffentlichen Wohlfahrt sind in allen, seinem Einfluß unterworfenen Ländern versiegt. Da er dessen ungeachtet während so vieler Jahre denselben Grundsätzen unveränderlich gefolgt ist, so würde es thöricht seyn, zu glauben, daß er ihnen jemals entsagen wird.“

S. 15. „Bonaparte's Schmeichler haben nicht unterlassen, seiner Rückkehr aus Ägypten die Rettung der französischen Republik zuzuschreiben: es ist immer seine Gewohnheit gewesen, sich die durch andere vorbereiteten Erfolge zuzuschreiben.“

S. 25. „Bonaparte hat sich immer gerühmt, bey seinen Friedensschlüssen mälsig gewesen zu seyn, und man muß es bis auf einen gewissen Punct zugestehen; es ist eine der geschicktesten Berechnungen seiner Politik. Zu harte Bedingungen konnten einen halb vernichteten Gegner zu dem Entschluß bringen, sich eher bis auf's Äußerste zu schlagen, als nachzugeben; ein Entschluß, der das einzige Rettungsmittel gegen einen Feind seiner Art ist. Aber wenn eine Regierung sich nach großen Unfällen in eine verhältnismälsig erträgliche Lage versetzt findet, so läßt die Erinnerung vergangener Gefahren, die Überzeugung von ihrer Schwäche, sie in alles willigen, was nicht unmittelbar ihr Daseyn betrifft. So verspart Bonaparte die reichsten Ernten seiner Kriege für die Muse des Friedens. Sobald die Waffen niedergelegt waren (die des Gegners versteht sich, denn er legt die seinigen nie aus der Hand) geht er zu Handlungen über, die auf eine oder die andere Art seine Herrschaft erweitern. Er hat das Ansehen, allen Staaten, die sich ihm ohne Erfolg widersetzt

haben, zuzurufen: Ihr seyd glücklich genug, daß ich Euch jetzt in Ruhe lasse; hüthet euch, euch nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen: mit Ausschluss dessen, was ich euch durch den letzten Vertrag gelassen habe, ist das ganze übrige Europa auf meinen Theil gefallen, und die geringste Einwendung gegen dieses unstreitige Recht wird als eine Kriegserklärung angesehen werden."

S. 42. „Zwey Brüder Napoleons, (Joseph und Ludwig) wurden, der eine im März 1806 zum König von Neapel, der andere im Juny zum König von Holland erklärt. Die Ernennung dieser Könige war nur der Form nach von einer Einverleibung der ihnen übergebenen Länder mit dem französischen Reiche verschieden. Durch ein zu gleicher Zeit bekannt gemachtes Familiengesetz mußte sich Bonaparte eine völlige Vormundschaft über seine Brüder und Seitenverwandte an. Kraft dieses Gesetzes schließt die Eigenschaft der Prinzen vom Geblyth aus der Dynastie Napoleon eine ewige Minderjährigkeit ein; die erste Pflicht eines Königs von der neuen Schöpfung war knechtischer Gehorsam gegen seinen Herrn. Die bildlichen Deklamationen der Philosophen gegen die Könige als *gekürzte Sklaven* wurden buchstäblich wahr!"

S. 43. „Napoleon ermunterte die Beraubung der Schwächern von den Stärkern; der rechtschaffenen, ihrem Vaterlande ergebenen Unterthanen von den Helfershelfern seiner Herrschaft. Niemand konnte in den von ihm gestifteten Bund eintreten, ohne das Gut seines Nächsten genommen zu haben."

S. 45. „Es war leicht, die Schwäche der deutschen Verfassung zu tadeln, so lange sie noch da war; aber es bedurfte einer traurigen Erfahrung, um den ganzen Umfang der Übel zu erkennen, die ihr Sturz für Deutschland und Europa mit sich bringen mußte."

S. 49. „Die Neutralität ist in Bonapartes Augen ein Verbrechen, weil sie eine Handlung der Unabhängigkeit ist, der Abfall hingegen verdient ermahnet zu werden; übrigens ist ein Schritt, der dem Rufe eines Herrschers schadet, allemal die Einleitung zur Vertraulichkeit mit diesem Menschen, für den Achtung ein Zwang ist."

S. 51. „Die ehrenvolle Flucht des Hauses Braganza nach der andern Hemisphäre bewies, daß die äußersten Maßregeln die besten sind, die man gegen einen solchen Feind (Napoleon) ergreifen kann."

S. 52. „In dem Beyspiele Ferdinands VII. (dem man in Bayonne nur die Wahl liefs, seine Thronentsagung zu unterschreiben, oder zu sterben.) sollten die Bundesgenossen Bonaparte's das Vorbild des Schicksals sehen, das er ihnen bereitet, und wovon der größte Eifer, ihm zu dienen, die

vollständigste Ergebenheit in seinen Willen sie nicht sichern kann. — Nach dem Verfahren Bonaparte's in Spanien konnte Niemand sich weiter schmeicheln, daß er sich selbst bey den seiner Herrschaft nützlichen Erwerbungen beschränken würde; er zeigte sich entschlossen, die Herrscher den Launen seiner Eitelkeit aufzuopfern. — Napoleon behandelte die spanische Nation wie eine Viehherde, die ihr Eigenthümer, an wen er will, für eine Leibrente verkaufen kann."

S. 59. „Napoleon setzte seinen Bruder, den König von Holland ab, weil er nicht gut genug den Zollinspector nach dem Verboothsystem, das seine Unterthanen an den Bettelstab brachte, abgegeben hatte."

S. 60—61. Das ist also Napoleons scheufliches Föderalsystem, wo alles sich rasch „zur Universalmonarchie neigt. Jede andere Einrichtung ist nur vorläufig, das Endziel ist immer die Vereinigung mit dem großen Reiche. Dieselbe Politik, die Bonaparte seit 1797 in Italien ausübte, indem er ephemerische Republiken machte, und vernichtete, übte er später nach einem größern Maßstab und mit despotischen Formen aus. Die unter französischem Einfluß beherrschten Völker können lernen, was sie in den Augen des Herrn ihrer Herren gelten, wenn sie die Worte bedenken, die Bonaparte seinem jüngern Neffen bey der Einräumung des Großherzogthums Berg sagte: *Erinnert Euch stets, daß ihr die ersten Pflichten gegen euch, die zweyten gegen Frankreich, die dritten gegen das eurer Regierung anvertraute Volk habt. Die Beyspiele des in Spanien entthronten Zweigs der Bourbons, des in Holland abgesetzten Ludwig Bonaparte, lehren die verbündeten Fürsten, daß man vergebens ein treuer Bundesgenosse ist, vergebens durch die Bande des Bluts der neuen Dynastie angehört, daß nichts vor dem allgemeinen Schicksal bewahren kann. Die Begünstigten können von Napoleon höchstens die Artigkeit Polyphems erwarten. Da ihm Ulysses ein Gefäß mit köstlichem Wein überreicht hatte, sagte ihm der dankbare Cyclope: Guter Freund, ich will dich zuletzt von deinen Gefährten auffressen!*" Diese und noch viele andere treffende Stellen werden dem Leser zu Genüge beweisen, mit welchem Geiste der Verf. die Thatsachen auffaßt. Mit gleichem Geiste behandelt er S. 63—110 seinen eigentlichen Gegenstand, das Continentalsystem, und dessen Einfluß auf Schweden. Er läßt sich dabey nicht in die frühere Geschichte der *Seerechtsstreitigkeiten*, und in keine tiefere Erörterung derselben ein, welche uns allerdings unerläßlich zu seyn scheint, um ein sicheres Urtheil zu gewinnen, in wiefern die Klagen über den brittischen Seedes-

potismus gegründet sind oder nicht, Klagen, welche nicht bloß Napoleon, sondern auch andere Regierungen erhoben haben. Der Verf. sagt S. 66: „Niemand, glaub' ich, hat die Engländer jemals beschuldigt, daß sie in Friedenszeiten die Schifffahrt irgend Jemands, er sey, wer er wolle, gehemmt oder im Geringsten belästigt haben. Keiner hat ihnen noch vorgeworfen, daß sie, in *Friedenszeiten*, nicht die unter gebildeten Völkern geheiligten Kriegsgesetze beobachten. (Büsch und v. a. sind hierüber anderer Meinung). Die ganze Frage, fährt der Verf. fort, dreht sich also bloß um ihr Betragen gegen die Neutralen. (Leider ist dieses selbst eine Quelle des Seekrieges). Ohne die Grundsätze des Verfs. in dieser Materie zu billigen, stimmen wir doch in das Resultat ein, welches er aus den Thatsachen zieht: S. 71 „Wenn England die Neutralen bisweilen hart behandelt, so duldet Bonaparte durchaus nicht, daß man neutral ist, und zerstört, so viel an ihm ist, die Rechte der Neutralität bis auf den leisesten Schatten. S. 72 geht der Verf. zur Vertheidigung der britischen Regierung gegen die Verleumdungen über, womit man seit 20 Jahren Europa gegen dieselbe überschwemmt hat. Er sagt: nur der kleinliche Krämmergeist ist egoistisch, und einer edlen und uneigennütigen Denkungsart widersprechend; der Handel einer großen und aufgeklärten Nation aber führt nothwendig zu edlern Ansichten und macht weltbürgerlich. Nicht allein um blühend zu seyn, bedarf er des Friedens und der Freyheit, sondern einem vorzugsweise handelnden Volke liegt daran, daß auch die andern diese Güter genießen; weil die durch Kriege verarmten Völker weder etwas kaufen können, noch zu verkaufen haben. Schauerlich wahr ist dagegen das Bild, welches der Verf. S. 79—89 von den Folgen des Continentsystems anstellt.

Zum Schlusse dieser Schrift wirft der Verf. die Frage über die sichersten, vortheilhaftesten und ehrenvollsten Mafsregeln auf, die Schweden, unter den damaligen Umständen, (zu Anfange des Jahres 1813) zu nehmen hatte. Er beweist, daß Schweden vernünftiger Weise keine andere Parthie ergreifen könne, als sich an England und Rußland anzuschließen, was auch seitdem geschehen ist, und Schweden zur Erwerbung von Guadeloupe und Norwegen geführt hat. — Die Eleganz der Schreibart und die Geistesfülle des Inhalts setzen es außer Zweifel, daß der auf einigen Ausgaben dieser Schrift mit A. W. S. angedeutete Verfasser kein anderer ist, als der durch seine vielfachen Schriften als Dichter und Prosaist rühmlichst bekannte, und durch seine Verhältnisse zu dem Kronprinzen von Schweden in die Politik hinübergezogene Herr *August Wilhelm Schlegel*.

Considerations sur la politique du Gouvernement danois. Par un Allemand. 1813. 30 S. in 8.

Niemand wird in dieser kleinen Schrift den Verfasser des eben angezeigten Werks: *Sur le système continental etc.* (Hr. W. A. Schlegel) verkennen. Seine neuesten Dienstverhältnisse verschafften Deutschland das Vergnügen, von einer so geübten Feder die ersten politischen Schriften zu erhalten, die nach einer langen Gedankeninquisition und allgemeinen Sperre der Mittheilung endlich wieder erscheinen durften. Scharfsinn, tiefer politischer Blick, ein richtiges Urtheil, die geschmackvollste Einkleidung der Gedanken und hie und da hervorsprühende Funken von Witz sind die ausgezeichneten Eigenschaften, die der Verf. in diesem neuesten literarischen Geschenke beurkundet. Seine Ansicht der Verhältnisse Dänemarks zu den Alliirten wurde durch die letzten Ereignisse unserer Tage gerechtfertigt; der Friede hat bereits die Streitfrage entschieden, welche den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ausmacht. Die Leser werden uns daher auch willig die genauere Angabe ihres Inhalts erlassen; auch widerspräche es der Bestimmung eines literären Blattes sich in die Prüfung der Materie des politischen Streits einzulassen: — noch hat die Zeit nicht hinlänglich den Vorhang gelüftet, der die Verhältnisse Dänemarks in den letzten sieben Jahren verhüllte, als daß es rathsam wäre, hierüber entscheidend abzusprechen. Wir überlassen dieß der kommenden Geschichte, und begnügen uns nur etwas über die Art anzumerken, mit welcher der Verf. bey Untersuchung seines Themas zu Werke gegangen ist.

In dieser Hinsicht müssen wir gestehen, daß es dem Verf. vollkommen gelungen sey, seine (vermuthlich officiose) Aufgabe mit Ruhe und ohne alle Animosität zu lösen. Die dem Verfahren der dänischen Regierung, besonders in Rücksicht der letzten Occupation der Hanseestädte, gemachten Vorwürfe, sind ebenso von nichts beweisender Declamation, als von Ausbrüchen entehrender Schimpfworte entfernt; jede Behauptung stützt sich auf Thatsachen, die weder übertrieben noch verfälscht sind. Einer einzigen Ansicht des Verfs. können wir jedoch nicht ohne Einschränkung unsern Beyfall schenken. S. 14 tadelt er die dänische Regierung *unbedingt*, daß sie die letzten 20 Jahre, die seit dem Anfange der Kriege gegen Frankreich verlossen sind, zum Nachtheile Europens eine strenge Neutralität behauptet, daß sie nur für den einseitigen Vortheil ihres Handels besorgt, sich wenig um das Interesse der übrigen Staaten bekümmert habe. „La neutralité en général est louable, sagt der Verf., lorsque deux états à per-

près également liés à un troisième, se trouvent par des droits litigieux engagés dans une guerre, qui ne met pas en danger leur existence. Alors l'impertialité d'un tiers a l'avantage de pouvoir hâter la fin de la querelle, parcequ'il faut avoir été neutre pour s'offrir comme médiateur. (Der neuesten Zeit war es vorbehalten, uns ein Beyspiel des Gegentheils zu liefern.) Mais il en a été tout autrement, depuis que l'assiette paisible que l'Europe avait prise avant les dix dernières années du dix-huitième siècle, a fait place à une époque de bouleversement et de revolutions violentes, telle que nous l'avons vue jusqu' aujourd'hui, sans en pouvoir decouvrir le terme. Pendant une telle détresse universelle, la seule vraie politique pour les états puissants est de rassembler autour de soi les faibles, en leur offrant une garantie; pour les états du second ou du troisième rang, tels que le Dannemarc, de se fortifier par des alliances. Les neutres alors ressemblent à tel habitant d'une ville populeuse, qui au milieu d'un grand incendie ne voudrait absolument prêter aucun secours, mais se renfermer dans sa maison pour y exercer son métier ordinaire. Que devient le métier, que devient la maison elle-même, si toute la ville est consumée par les flammes?"

Der im allgemeinen vollkommen richtige Satz scheint uns in der Anwendung auf Dänemarks Verhältnisse während der letzten zwanzig Jahre zu manchen unrichtigen Folgerungen Anlaß zu geben. In unsern Tagen (wo sich die Urtheile der besten Köpfe über die Gebrechen der frühern Zeit und die begangenen Fehler, sowohl im Beginnen, als in der Leitung der ersten Revolutionskriege verständigt haben) wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß Dänemarks Verweigerung jedes thätigen Antheils an den unzeitigen Angriffen der Feinde Frankreichs, und sein Beharren auf einer strengen Neutralität völkerrechtlich und sogar löblich war. Wer kann es Dänemark verargen, wenn es an einem Kriege nicht Theil nehmen wollte, der keineswegs aus der Bedrohung der Unabhängigkeit von Europa entsprang, sondern von der damaligen Coalition bloß in der Absicht geführt wurde, um Frankreich zur Wiederannahme der alten Verfassung, und zur Einstellung der begonnenen Reform zu nöthigen; und wenn sich Frankreich gegen diese Anmassungen vertheidigte, und alle Kräfte der exaltirten Nation in Bewegung setzte, so bewies es eben dadurch, wie unangenehm ihm die gerade abgeworfene Staatsform gewesen seyn müsse, und daß es die Erhaltung der neuen Konstitution auf Leben und Tod gegen alle Angriffe von Aussen zu verfechten gesonnen sey. Frankreich führte damals einen Vertheidigungs-, die Allirten einen Angriffs-, oder wie sie ihn nan-

ten, einen Praeventionskrieg, über dessen Gerechtigkeit wir hier nicht absprechen wollen. Verweigerte Dänemark seine Mitwirkung, verharrete es trotz aller Drohungen auf der Erhaltung seiner alten Handelsverhältnisse mit Frankreich, so machte dieser Staat bloß von einem Rechte Gebrauch, das jeder unabhängigen, souveränen Macht eingeräumt werden muß; von dem Rechte *selbst zu entscheiden*, ob es an einem seinen Verhältnissen fremden, und unter den gegebenen Umständen nachtheiligen Kriege Antheil nehmen soll oder nicht; und kein Kabinet von Europa hatte die Befugniß, sich über diesen Entschluß zu beschweren, so wenig als es ein Recht hatte, sich in die Staatsumwälzung Frankreichs zu mengen, so lange dieselbe keinen Angriff auf die Unabhängigkeit der Völker bezweckte. Dänemarks Behauptung der Neutralität im J. 1792 u. f. war rechtlich, den Grundsätzen einer gesunden Politik gemäß, und erwarb sich auch allgemeinen Beyfall und Achtung. — Aber die franz. Revolution und mit ihr der Krieg veränderten den anfänglichen Charakter. Die Lenker der Republik sahen sich genöthigt die Aufmerksamkeit der Nation nach Aussenhin zu kehren. Die Vertheidigung der Nationalehre und des heimathlichen Heerdes verwandelte sich in einen Angriff auf die Unabhängigkeit der benachbarten Völker. Die Republik schritt zu denselben Anmassungen, über welche sie sich kurz vorher so laut beschwert hatte; sie drohte mit dem Umsturz aller Throne, und der Umgestaltung aller Staaten nach derselben Idee, der sie ihre eigene schwankende Gestalt verdankte, die sie aber doch für die beste hielt. — Die Gefahren für Europa wurden noch vermehrt, als die Republik sich zur Despotie constituirte. Der Machthaber von Frankreich kannte bald kein anderes Gesetz für seine Politik, als seinen eisernen Willen und dieser sollte auch der ganzen Welt als Norm aufgedrungen werden. Er führte aus, was die Republik bloß projectirte. Verfassungen und Throne wurden ungeworfen, Länder zertheilt, Regierungen nach Willkür ein- und abgesetzt, selbst geschaffene oder kurz vorher garantierte Staaten nach Belieben dem großen alles verschlingenden franz. Reiche einverleibt. Nun trat die Zeit der allgemeinen Nothwehr ein, nun konnte es keinem Staate mehr erlaubt seyn, sich der allgemeinen Vertheidigungsverbindlichkeit zu entziehen; denn alle waren auf eine gleiche Art bedroht, die Neutralität eines Einzigen war ein Verrath an der Unabhängigkeit der übrigen Staaten von Europa, eine negative, geheime Unterstützung des Unterdrückers. Daß Dänemark in dieser Periode noch streng auf seiner Neutralität und seinen Handelsverbindungen mit Frankreich verharrete, seine engen Verhältnisse zu

Deutschland (durch Nachbarschaft und Lehnverband) nicht achtete, und ruhig zusah, wie die Gewaltthätigkeiten immer weiter um sich griffen, das verdient den bitteren Tadel des Verfs., und diesem Theile seiner Ansichten geben wir unsern ganzen Beyfall. Sein obenangeführter, allgemein ausgesprochener Satz wird jedoch nach dieser Betrachtung, nur unter der gemachten Einschränkung, und unter der Voraussetzung einer bestimmten Zeitperiode, (allenfalls dem Jahre 1798) eine gültige Anwendung auf Dänemarks Verfahren haben.

Wir übergehen, was der Verf. (S. 16—27) über die englische Expedition auf Kopenhagen 1807, (die Dänemark auf eine so traurige Art aus dem Schlummer rüttelte), über die Besetzung von Seeland, das spätere Betragen Dänemarks gegen die Allirten und seine zweydeutigen Unterhandlungen mit England sagt. Der kommenden Zeit ist es überlassen, die Dunkelheiten aufzuklären, welche die wahre Beschaffenheit dieser Begebenheiten unseren Augen entziehen. Zum Schlusse wollen wir nur noch bemerken, dafs wir mit den Ansichten des Verfs. (S. 27—50) in Beziehung auf das Verhältnifs Dänemarks zu Holstein, und dem Verfahren mit den Gerechtsamen und Privilegien dieses deutschen Herzogthums vollkommen einverstanden sind. Seine Betrachtungen haben einigen andern Schriftstellern Muth eingeblöset, denselben Gegenstand in Rücksicht einiger ehemaligen rheinischen Bundesstaaten zur Sprache zu bringen: — ob zur gehörigen oder zur Unzeit? — darüber wollen wir in der Folge bey einer andern Gelegenheit unsere Meinung eröffnen. Soviel ist gewifs und unbestreitbar, dafs weder der König von Dänemark, noch irgend ein deutscher Fürst, der durch den Preßburger-Frieden und die Abdankung des deutschen Kaisers 1806 aus dem Reichsverbände getreten war, durch die Auflösung des deutschen Reichs ein Recht erhielt, die Verfassung der speciellen, ihm erblich oder lehnbar zugehörigen Länder eigenmächtig aufzuheben und ihre uralten Freyheiten und Gerechtsame abzuschaffen. Die Garantie dieser speziellen Verfassungen hörte mit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes auf, keineswegs aber die Verbindlichkeit der innern Verfassungen, noch weniger durch einen eigenmächtigen, einseitigen Act der souverän gewordenen Landesfürsten; und Dänemark machte sich der größten Ungerechtigkeit schuldig, das mit einer trefflichen Verfassung versehene Holstein, dem willkürlich verwalteten Hauptlande durch einen Machtanspruch einzuverleiben. —

Erinnerung an einige merkwürdige Aeußerungen Friedrich des Grossen. Geschrieben am 17. Au-

gust 1813. Berlin in Commis. bey Jul. Eduard Hitzig. 16 S. in 8.

Nichts wirkt in den Tagen der Vaterlandsgefahr mehr auf den Geist einer Nation, nichts erhöht mehr ihr Gemüth und begeistert sie zur muthigen Ausdauer, Anstrengung und zum Trotz gegen jeglichen Unfall und Widerstand von Aussen, als die Erinnerung an die Heroen, die sich um die Gründung des Vaterlandes oder um die Vermehrung seines Glanzes unsterbliche Verdienste erworben haben. Hr. Staatsrath *Sivern* konnte keinen bessern Gegenstand wählen, um die patriotischen Empfindungen des preussischen Volks rege zu machen, als die Andeutungen des grossen Königs, was Europa, und besonders Deutschland von dem consequenten Unterdrückungssystem der franz. Politik zu befürchten haben; — und sicher auch keine gelegnere Zeit, als den Sterbetag dieses seltenen Fürsten. Der Erfolg hat auch den Antheil belohnt, den der Verf. durch seine Bemühungen an dem deutschen Freyheitskampfe genommen hat. Friedrichs Geist waltete über dem treuen Volke, sein Andenken belebte die tapfern Söhne und Enkel jener Helden, die den preussischen Namen der Unsterblichkeit überliefert haben, und ermutigte sie zu Thaten, welche die Erwartungen aller Zeitgenossen übertrafen, und sie des immerwährenden Ruhms der Nachwelt versichern.

Die Regsamkeit des politischen Geistes in Österreich war, seit dem Ausbruch der französischen Revolution, im Ganzen sich stets gleich geblieben. Standhaft hatte sich Österreich durch eine Reihe von Jahren dem drohenden Übergewichte Frankreichs und der damit verbundenen Zerstörung des europäischen Staatensystems entgegengesetzt. Feyerlich rief es im Jahre 1809 den Patriotismus seiner Völker auf, und stand gegen halb Europa allein, den letzten Versuch gegen die allgemeine Unterdrückung zu wagen. Es fand in dem umgebungen Muth seiner Völker das Mittel einer *Nationalbewaffnung in Masse*, und gab durch die Errichtung seiner *Landwehren* und *Insurrektion* zuerst das Beyspiel der seither überall nachgeahmten und vervollkommerten Organisation des *Volkskrieges*. Österreich rettete durch diese bewundernswürdige Austrengung, — zwar nicht Deutschlands Freyheit, denn Deutschlands mächtigste Fürsten gesellten sich nicht zu seinen winkenden Fahnen — aber doch den Hauptbestand der Monarchie, seinen militärischen Ruhm und die Möglichkeit, in einem, der Sache der Freyheit günstigeren Zeitpunkte entscheidend zu wirken. Ausgestattet mit

einer unerschöpflichen Fülle angestaumter Thatkraft, fanden Österreichs Völker, ohne des Wortes aufmunternder Schriftsteller mächtig zu bedürfen, in der Tiefe ihres Gemüthes die ausgiebigsten Antriebe zu ausdauernder, tapferer Vertheidigung des Thrones und Vaterlandes.

Dessen ungeachtet mangelte es in Österreich doch zu keiner Zeit an Schriftstellern, welche mit Kraft auf die öffentliche Meinung zu wirken, und die Forderungen des Zeitgeistes zum klaren Bewußtseyn zu erheben verstanden. Ohne uns auf frühere Epochen einzulassen, wollen wir bloß das Erheblichste von dem anzeigen, was während dieses Krieges und in Beziehung auf denselben, in Österreich geschrieben worden ist.

1. *Das Jahr 1813, oder Warum haben wir Krieg?* zur Beherzigung für Jedermann. Im August. (1813) 31 S. in 8.
2. *Das Jahr 1814, oder Was werden wir erleben?* Für Freunde politischer Kombinationen. Im Jänner. (1814) 64 S. in 8.

Das ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten! — Und gedächte jeder, wie ich, so stände die Macht auf Wider die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens!

Der Verf. dieser beyden Schriften (Hr. Emerich Thomas Hohler) hat das Verdienst, der erste unter Österreichs Schriftstellern gewesen zu seyn, die ihre Stimme für Freyheit und Unabhängigkeit Europens, und insbesondere Deutschlands in den neuesten Zeiten erhoben. Nro. 1 erschien wenige Tage nach der Kundmachung des k. Österr. Manifestes (der gelungenste Kommentar desselben), und war dem lesenden Publikum ein um so angenehmeres Geschenk, als die im nördlichen Deutschland früher erschienenen Flugschriften in unserm Vaterlande vor der Schlacht von Leipzig wenig oder gar nicht bekannt waren. Die redliche und patriotische Absicht des Verfs., das Volk über den wahren Zweck des gegenwärtigen Kriegs aufzuklären, erhielt auch den allgemeinsten, wohl verdienten Beyfall, und Rec. ist überzeugt, daß der tiefe Eindruck, den die Lektüre dieser Schrift auf die Gemüther gemacht hat, nicht wenig dazu beytrug, das Vertrauen in den glücklichen Erfolg der eben begonnenen Anstrengungen zu erheben, die Überzeugung von der Gerechtigkeit des Kampfes allgemein zu machen, und den Patriotismus der österreichischen Nation zu ermuthigen, der sich dann auch durch den regsamsten Eifer aller Stände und in freywilligen Opfern aller Art auf eine beynahe beyspiellose Weise äußerte, und bis auf den

gegenwärtigen Augenblick unausgesetzt fortbewährt. Der in der Brust jedes redlichen Deutschen tief verschlossene Haß gegen die Gewaltstreiche und das Unterjochungssystem der französischen Regierung erhielt durch die kraftvolle Darstellung des Verfs. die ergiebigste Nahrung. Letzterer verdankt das größere, mit der Zeitgeschichte weniger vertraute Publikum unserer Monarchie die erste Bekanntschaft mit allen Anmassungen, die sich Frankreich gegen die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Staaten von Europa seit dem Wiener Frieden erlaubte. — Eine populäre Erörterung des sogenannten *Continental systems* mit allen seinen zerstörenden Folgen mußte vorzüglich geeignet seyn, den größten Abscheu gegen die im wahn-sinnigen Übermuth ausgebrüteten Mafsregeln des neuesten Terrorismus zu erregen, und sicher hat das S. 11—19 entworfene und recht herrlich ausgesprochene Gemälde des Verfs. seinen Zweck nicht verfehlt; — es diente zugleich als Vorbereitung zur bessern Verständlichkeit des später bekannt gewordenen und früher in diesen Blättern angeführten Werks von W. A. Schlegel, *Sur le Systeme continental etc.*, das nur einem kleinern, mit dem Zusammenhange der Begebenheiten schon bekann-tern Kreise von Lesern verständlich seyn konnte.

Nach einem kurzen Rückblick auf das denkwürdige Jahr 1813, und einigen Betrachtungen über die Natur der neuesten Koalition gegen die (nun glücklich zerstörten) Weltherrschaftsprojekte Frankreichs untersucht der Verf. in Nro. II die Elemente aus welchen Frankreichs Übermacht zusammengesetzt war, und die Hülfsmittel, welche dem franz. Machthaber am Ende des J. 1813 noch zu Gebote standen. Die Resultate der Geschichte und Statistik eröffnen ihm dann die politischen Aussichten für das Jahr 1814 und für die Zukunft. Ein Auszug des interessanten Inhalts dieser Schrift würde hier zu weit führen; wir begnügen uns mit einzelnen Andeutungen. — Anziehend sind die Betrachtungen des Verfs. über das franz. *Conscriptionssystem* und dessen nachtheilige Folgen für die moralische und intellectuelle Kultur der Nation, — die Übersicht der bevölkertsten Städte von Alt- und Neufrankreich, als ergiebigen Quellen zur Ergänzung der Armeen und der Staatskassen; — der zahlreichen Festungen, die das Reich als eben so viele Bollwerke gegen jeden (?) Angriff sicher stellen; (letztere sind jedoch weniger genau aufgezählt: manche Festung, wie z. B. Gent, wird vermist, und dafür sind mehrere Städte als Festungen angegeben, die in neuern Zeiten kaum als befestigte Städte zu betrachten sind); — die Angabe der Seeplätze, Küstenausdehnungen, schiffbaren Flüsse und Kanäle, als eben so vielen Hülfsmitteln zur Vermehrung des innern Reich-

thums (ob in neuern Zeiten?) und zur Erleichterung des Transports aller Kriegsbedürfnisse; — die Berechnung der Kräfte, welche dem franz. Reiche aus den Filial- und sogenannten Bundesstaaten zufließen und fließen u. s. w. — S. 49 u. f. erblicken wir die Machtmittel, die am Schlusse des J. 1813 gegen Frankreich im Kampfe begriffen waren, die Berechnung des Zuwachses, den die Alliirten durch die Befreyung Deutschlands, Hollands, Warschau's, Illyriens u. s. w. in allen obigen Beziehungen erhalten haben, — Acquisitionen, die als eben so viele Verluste für Frankreichs Finanz- und Militärkräfte doppelt in Anschlag zu bringen sind. — So vortheilhaft die Bilanz der physischen Kräfte für die Alliirten ausfällt, um so erfreulicher werden die Aussichten für die Freunde der guten Sache durch die Betrachtung, welch' ein entscheidendes Übergewicht in der moralischen Kraft liege, mit welcher die Alliirten gegen Frankreichs letzte Anstrengungen zu Felde ziehen. „Sie führen einen Vertheidigungs-, einen gerechten Krieg; sie streiten, durch gleiche Verletzungen und Gefahren zur Nothwehr verbunden, für ihr theuerstes Interesse, welches zugleich das aller aufgeklärten Völker ist; sie streiten: auf das künftige Throne vor Raub, Nationen vor Erniedrigung, Staaten vor drückender Knechtschaft, Kirchen vor Verwirrung, Europa vor Rechtlosigkeit, und die Welt vor ewigem Kriege dauerhaft gesichert werde.“ — Nicht weniger interessant, als die statistischen, sind die historischen Daten, welche der Verf. in einem kurzen Abriss der Geschichte Frankreichs und Deutschlands geliefert hat. — Das ganze Werkchen ist vorzüglich geeignet, richtige Ansichten in Beziehung der im Kampfe begriffenen Nationen im größern Publikum zu verbreiten, und durch die Auseinandersetzung der günstigen Verhältnisse, in welchen sich die gute Sache befindet, Vertrauen in den Erfolg zu begründen, welchen die allgemeinen Anstrengungen der Völker haben müssen. Die Vergangenheit wird allenthalben als Lehrerin der Gegenwart zu Gemüthe geführt, und die Überzeugung von der Richtigkeit des Schlusses von ähnlichen Ursachen auf ähnliche Folgen muß in den Köpfen der Leser ein um so größeres Zutrauen in die Combinationsgabe des Verfs. erregen, als die meisten seiner politischen Weissagungen bereits so schön in Erfüllung gegangen sind.

Das liebe Ich und das bedrohte Vaterland in Collision. Patrianopel 1813. 38 S. 8.

Ein wahrhaft patriotisches Wort zur rechten Zeit — eine Philippika gegen den Egoismus in einer reinen, fließenden Sprache, doch durchaus

im Volkston, und deshalb allgemeiner gelesen und besser verdaubar. Wir wissen nicht, ob der redliche Sprecher der Wahrheit großen Beyfall eingärndet hat. Die Gutgesinnten mögen herzlich froh gewesen seyn, daß endlich Jemand öffentlich einer Sache den Fehdehandschuh zuwarf, die sie schon so lang in ihrem Innersten verabscheuten; — die Gallogermanen dagegen und Geldspekulanten unserer Hauptstadt werden es dem Verf. wenig Dank wissen, daß er die Geheimnisse ihres Herzens auf eine so grelle Weise der öffentlichen Belustigung Preis gegeben hat. Wir wünschten, das das Büchlein gerade jetzt häufiger gelesen werden möchte, wo sich die Stimme des Janhagels und Börsepöbels aufs Neue, und auf eine dem Gemüthe und Vermögen der redlichen Mehrzahl unserer Mitbürger so kränkende und nachtheilige Art erhebt. —

Rückblick auf das denkwürdige Jahr 1813. Wien, bey Anton Straußs. 35 S. in 8.

Diese zu Anfang des Jahrs 1814 erschienene Schrift zeigt, theils was in dem denkwürdigen Jahre 1813 zur Befreyung Europa's gethan wurde, theils was noch zu thun übrig blieb, besonders in Deutschland, welches dem Einflusse Frankreichs zunächst ausgesetzt ist. Nachdem der Verf. auf die Hülfsmittel, die dem Feinde um jene Zeit noch zu Gebote standen, aufmerksam gemacht, fordert er den Patriotismus aller deutschen Völker, und besonders der Österreicher auf, um durch gemeinschaftliche Anstrengung die drohende Gefahr einer neuen, schlimmeren Unterdrückung abzuwenden, und das große Ziel der Regeneration Deutschlands glücklich zu erreichen. Der Verf. setzt mit eindringender Beredsamkeit auseinander, was jedem einzelnen Stande zu leisten obliegt, und wie besonders für die zurückgebliebenen Wittwen und Waisen der Vaterlandsvertheidiger gesorgt werden soll. Daß Österreich in dieser Rücksicht alle Bürgerpflichten mit edler Anstrengung erfüllt habe, beweisen die dielsfalls bekannt gewordenen Verzeichnisse.

Mit so vielem Vergnügen wir die vorliegende Schrift gelesen haben, so hat sie uns doch nicht gänzlich befriediget. Sie ließ uns den Wunsch übrig, daß der Verf. über die Wiederherstellung Deutschlands ein mehreres gesagt haben möchte. Denn diese ist unstreitig eine der wichtigsten Aufgaben, welche der künftige Friedensschluß zu lösen hat. Soll ein Gleichgewichtssystem bestehen, so muß das Gebäude einen Schlußstein haben, welcher nur Deutschland seyn kann. Diels um so mehr, als jetzt auch Rußland als eine Hauptmacht auftritt, und daher für eine mächtige Mittelmacht

zwischen dem *Westen* und *Nordosten* gesorgt werden muß, wenn Deutschland nicht bald auf eine, bald auf die andere Seite gezerzt und der ewige Tummelplatz des Krieges seyn soll. Wie nun nach dem *dreysigjährigen* Reformationskriege der westphälische Friede das Verhältniß der europäischen Staaten bestimmte, so wird die Weisheit der Minister nach dem *zwanzigjährigen* Revolutionskriege ein nach den veränderten Umständen modificirtes Staatensystem aufstellen, dessen Festigkeit und Dauer vorzüglich von der innern Macht abhängen wird, welche Deutschlands neuer Verfassung zugesichert wird. —

C h e m i e.

Chemische Tabellen der Pflanzenanalysen; oder Versuch eines systematischen Verzeichnisses der bis jetzt zerlegten Vegetabilien, nach den vorwaltenden näheren Bestandtheilen geordnet und mit Anmerkungen versehen von *Joh. Friedr. John*, der Arzneylehrtheit Doctor, Professor der Chemie, Correspondenten der Russisch-Kaiserlichen Gesellschaft naturforschender Freunde zu Moskwa, Ehrenmitgliede der medicinisch-physikalischen Gesellschaft ebendasselbst, Mitglieder der naturforschenden Freunde zu Berlin, ordentlichem Mitgliede der Jenaischen mineralog. Gesellschaft u. s. w. Nürnberg, bey *Johann Leonhard Schrag*. 1814. In Folio. Vorrede X, Tabellen sammt Index 94 S.

In der Vorrede gibt der Verf. die Quellen an, aus denen er seine Pflanzenanalysen-Resultate geschöpft hat, und zählet als solche 87 verschiedene Schriften auf. Dann führt er die Gründe an, die ihn bewogen haben, die Analysen nach den vorwaltenden näheren Bestandtheilen und nicht nach irgend einem andern Pflanzensysteme, oder nach dem Alphabet zu ordnen. Rec. kann diesen Gründen seinen Beyfall nicht versagen, indem die gewählte Ordnung dem Gedächtnisse ohne Zweifel an meisten zu Hülfe kömmt, und der Vortheil des bequemen Aufsuchens durch die zwey angehängten Inhaltstabellen vollkommen erreicht wird, wovon die eine die systematischen, die andere die

Trivialnamen der analysirten Pflanzen in alphabetischer Ordnung enthält, und auf die Tabelle hinweist, worin die Resultate einer jeden Analyse vorkommen. Der Verf. nimmt 38 wesentlich von einander verschiedene nähere Pflanzenbestandtheile an; dann nennt er noch 21 Substanzen, wovon einige wohl zu den ersteren gehören, über deren Natur jedoch noch nicht hinlängliche Erfahrungen gesammelt, und deren Eigenschaften noch nicht gehörig beschrieben sind; die Eigenthümlichkeit der übrigen aber noch nicht erwiesen ist. Rec. vermisst das in vielen Rücksichten gewiß sehr merkwürdige Anemonium. In 21 Tabellen sind die Resultate von 470 Pflanzenanalysen gesammelt. Jede Tabelle besteht aus 5 Columnen. Die erste enthält den Namen der zerlegten Pflanzentheile; die zweyte die systematische Benennung der Pflanze; die dritte das Resultat der Analyse oder die Mischungstheile; die vierte den Namen des Chemikers nebst Citaten der Analysen; die fünfte ist für allgemeine Bemerkungen bestimmt. Die 20ste Tabelle enthält die Erdharze, Steinkohlen und andere Pflanzensubstanzen, welche durch die Einwirkung der Luft, der Erde, des Wassers u. s. w. eine Metamorphose erlitten haben. In dieser führt die erste Columne die Überschrift: „Namen der zerlegten Substanzen“ die zweyte „Benennungen verschiedener Schulen. Fundort.“ Die 18. Tabelle enthält die Analyse von Pflanzenaschen. Die 19. jene von kranken Stoffen der Vegetabilien; die 21. endlich jene von Thier- und Steinpflanzen.

Es wäre überflüssig zu bemerken, wie brauchbar das vorliegende Werk für den Pflanzenphysiologen und Botaniker, für den Arzt und den Ökonomen ist. Jeder Chemist, der sich mit Pflanzenanalysiren beschäftigt, muß schon das Bedürfnis nach einem Buche gefühlt haben, welches ihn belehrt, welche Pflanzentheile bereits untersucht und welche noch zu untersuchen übrig sind, und welches ihn in den Stand setzt, die Resultate seiner Arbeit mit jenen seiner Vorgänger zu vergleichen und eine durch die andere zu berichtigen. Dank daher Herrn John, daß er eine so mühsame Arbeit, die er Anfangs gewiß nur zum Behufe seiner eigenen Beschäftigung mit der Pflanzenchemie unternommen hat, durch den Druck gemeinnützig werden liefs; und hoffentlich werden bald mehrere mit diesem übereinstimmende Urtheile den Verfasser an sein Versprechen erinnern, uns bald mit einer tabellarischen Darstellung der Analysenresultate animalischer Körper zu erfreuen.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 33.

Dienstag, den 26. April

1814.

Weinbau.

Ueber die Verbesserung des Weinbaues, und über diejenigen Mittel, welche der Staat in vielfacher Beziehung hierzu wählen kann; mit besonderer Rücksicht auf Franken. Von Johann Geist. M. D. prakt. Arzte zu Karlstadt am Mayn im Großherzogthum Würzburg. Würzburg bey Joseph Stahl. 1814. 270 S. 8.

Diese Schrift beschäftigt sich nicht zunächst, wie der Titel vermuthen läßt, mit ökonomischen und technologischen Darstellungen und Verbesserungsvorschlägen, den Weinbau betreffend, sondern sie enthält eigentlich staatswirthschaftliche und polizeyliche Verbesserungsvorschläge zur Emporbringung und Veredlung der Weinproduction im Großherz. Würzburg. Ausser der Einleitung ist die Schrift in 3 Abtheilungen gesondert.

In der Einleitung handelt der Verf. vom Nutzen des Weinbaues und widerlegt einige Klagen und Vorwürfe gegen den Weinbau S. 1—38. Die erste Abtheilung enthält Vorschläge zur Verbesserung des Feldweinbaus (Weinfeldbaus). Einführung einer allgemeinen önologischen Gesellschaft; Errichtung einer allgemeinen Weinbauschule und sekundären Industrie-Rebschulen, welche letztere mit den Industrieschulen zu verbindenseyen S. 38—46. (Da Würzburg schon lange Industrieschulen hat, die neuerlich reorganisirt wurden; so wundert sich Recensent, daß die Industrieschulgärten in Weingegenden nicht schon lange mit dergleichen Rebschulen versehen worden sind). Errichtung einer Weinbau-Zunft S. 47—53. (Die Vortheile dieser Einrichtung sind nicht einleuchtend genug dargestellt.) Nahrung und Beschäftigung des Häckerstandes im Winter, und vermehrter Weidenbau für Korbflechterey und Zubereitung der Weidenruthen für die Böttner S. 53—56. Über die Anlage von Weingärten in den

Viertes Heft.

Ebenen S. 56—60. Zweckmässige Besetzung der Weingärten S. 60—62. Bessere Weinfeldspolizey S. 62—72. Weinfeldräucherungspolizey S. 72—80. (Es ist bekannt, daß die schon von Columella empfohlenen Räucherungen der Weinberge bey Früh- und Spätfrösten in den neuern Zeiten, besonders in Würzburg und am Rhein, schon öfters wieder mit Glück angewendet worden sind. Der Verfasser klagt, daß auf dem Lande dieses treffliche Schutzmittel noch unbekannt sey, und entwirft hier eine Weinfeldräucherungsordnung, die sehr zweckmässig ist. Es wäre zu wünschen, daß diese Räucherungen in Weinländern allgemein verbreitet und gehörig organisirt werden möchten). Vermehrte Pfähleproduction, Pfählhandelspolizey, Pfähldieberey S. 81—89. Herbstpolizey S. 89—104 (worunter der Verf. die polizeylichen Anstalten in der Periode oder Traubenlese versteht). Der Verf. zählt als solche wesentliche Anstalten auf: 1) gute und gehörig zahlreiche Feldhüter; 2) gute Herbsträucherungsanstalten; 3) Verbot des Traubenhandels, um durch das Auslesen der besten Trauben nicht die ganze Weinlese zu verschlechtern. Nur Gärtner und Besitzer von Weinspalieren sollen sich mit Traubenverkauf abgeben können (?); 4) gute Fuhrwege für den Beerentransport; 5) Mafsregeln gegen die Verfälschung des Mostes mit Obstwein; 6) die Bestimmung der Zeit der Weinlese (enthält mehrere gute Bemerkungen); 7—8) Beerenhüter für die Nacht und Nachlesen der Trauben. Betrachtungen über die Weinbergskosten S. 105—116. Der Verf. berechnet nach detaillirten Angaben die jährlichen Kosten eines Morgens tragbaren Weinbergs (der im Durchschnitt 5 Eimer Wein tragen kann) auf 50 fl. (bey einem Taglohn von 24—48 kr., und 10 fl. für Interesse des Ankaufskapitals mit eingerechnet.) — Zehentfreyheit und Abgaben auf den Feldweinbau; Weinzehent; Zehentunterschleife und Nachtheile S. 116—140. (Der Verf. schlägt vor, die Naturalzehenten in eine Geldabgabe zu verwandeln.)

Zweyte Abtheilung, beschäftigt sich mit Vorschlägen zu polizeylichen Mafsregeln bey der artificiellen Benützung des rohen Traubenprodukts. — Bessere Kelter und Weinprefsbau S. 150—152. (Der Verf. beschreibt hier etwas undeutlich die sogenannte Kuffenkelter). Kellerbaupolizey S. 153—155. Gewobene Weinfassschläuche; Sorge für die Bildung der Böttner S. 156—158. Belehrung über Schmierereyen und Verfälschungen; Obstweine und deren Vermischung mit Traubenwein S. 161. Öffentliche Bienengesellschaften, zur Benützung des reinen Hönigs zur Weinveredlung (nach Rozier und Pickel) S. 163. Weingeistfabrikation und Einführung zweckmässigerer Destillationsapparate S. 169—172. Benützung der Trester und Hefen (auf Grünspan, Öl, Frankfurter-Schwärze, Hefenballen für Tuch- und Filzwalker, Waidasche); Weinsteinraffinerien, Essig-, Bleyweis-, Grünspan-Fabriken S. 176—186.

Dritte Abtheilung, beschäftigt sich mit Bemerkungen und Vorschlägen über Weinhandels-polizey. Nach dem Verf. sollen mit Wein blofs handeln die eigenen Erzeuger und die bürgerlichen Gewerbsleute, Künstler und Kaufleute; vom Weinhandel schließt er aus die Juden, geistliche und weltliche Beamten (daber bey diesen auch alle Naturalweinbesoldungen wegzufallen hätten) und alle Wirthe, letztere aus dem Grunde, weil sie, bey Weinhandel im Grofsen, gewöhnlich nur schlechte Weine ausschenken (?). — Über öffentliche Weinwirthschaften und Vorschläge zu ihrer Verbesserung S. 198—208. Über Weintaxen, Weinmässen etc. Seite 209—219. Polizeyanstalten für Weinverschleifs S. 220—232 (durch Einrichtung eines allgemeinen Weinbau- und Verschleifs-comité, Districts-Weinmarktgerichte, und Aufstellung von Weinunterkäufern (welche letztern in Würzburg schon von älteren Zeiten her bestehen). Sorge wegen Weinverfälschungen Seite 232—238. Verschiedene andere, den Weinverschleifs betreffende Vorschläge S. 235—255. Beschlufs.

In diesen Bemerkungen und Vorschlägen ist vieles blofs lokal; manches Andere verdient allgemeine Berücksichtigung. Man sieht übrigens von selbst, dafs der Verf. in seinem Gegenstande eher zu viel als zu wenig gethan habe. Wenn der Staat für *alle* Zweige des bürgerlichen Lebens *so viel* Sorge tragen will oder soll, so bleibt dem Bürger am Ende nichts mehr für sich selbst zu thun, zu lassen, oder zu hüthen übrig, und das Ganze gewinnt Ähnlichkeit mit einem grofsen Blindeninstitut. Die Industrie, ein Kind reger und mannigfaltiger Kraftäufserungen, gedeiht am besten bey eigener Wachsamkeit unter dem allgemeinen Schutze des Staats und dem Unterrichte; den er jeder Bürgerklasse angedeihen läfst; ein Über-

mafs von staatspolizeylicher Obsorge ist eben so gut ein Fehler, als ihr gänzlicher Mangel. Mehrere Artikel in jenem Buche sind nicht gehörig begründet; andere nicht genug ausgeführt; die Schreibart des Verfs. ist zuweilen etwas trocken und aphoristisch. Demungeachtet wird das Buch für diejenigen, welche sein Gegenstand interessirt, manches Brauchbare und Lesenswerthe enthalten.

Schöne Wissenschaften.

Lohengrin, ein altdeutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vaticanischen Manuscriptes von *Ferdinand Glöckle*. Herausgegeben von *J. Görres*. Heidelberg, bey *Mohr und Zimmer*, 1813. Vorr. CVI u. 192 S. gr. 8.

Der Parzifal, Titurel und Lohengrin umfassen die deutsch bearbeiteten Sagen vom heil. Graal, und machen eine eigene Abtheilung in der Geschichte der Altdeutschen Literatur aus. Zuerst ward der Parzifal in den letzten 30 Jahren durch die Müller'sche Sammlung bekannter, und erregte bedeutende Aufmerksamkeit bey allen denen, die sich der Altdeutschen Literatur widmeten. Nur in wenigen Handschriften ist der Titurel vorhanden, und diese Handschriften waren und sind bey nahe noch ganz unzugänglich; ein alter Druck dieses Gedichtes vom Jahre 1477 war nicht minder selten als die Handschriften, und überdies noch mannigfach entstellt, durch Sorglosigkeit aller Abschreiber und des Druckers. Die Wenigen, welche zu seiner Kenntniß gelangten, rühmen ihn, und mit Recht, als eines der ausgezeichnetesten und trefflichsten Werke des Mittelalters, in dem Gottesfurcht, Liebe und Tapferkeit auf das anmuthigste und herrlichste mit einander verknüpft sind.

Auch in diesem Werke deuteten einige Verse gegen den Schlufs auf eine Fortsetzung und Besingung anderer Thaten, die von Gliedern des Geschlechts unternommen werden, das dem heil. Graale die Hüter und Wächter gab. In wenige und kurze Verse hatte der Titurel diefs zusammengefaßt, das Ganze war erhaben und sinnig beschlosssen, aber die Thaten Lohengrins konnten wohl noch wieder den Sänger begeistern haben. Ein schon früher in Rom aufgefundenes und kurz vor Adelung beschriebenes Gedicht, der Lohengrin, zeigte uns diesen dritten Theil, und wie von Parzifal zum Titurel hinüber der Dichter immer herrlicher, glänzender, tiefer und heiliger geworden war, so liefs sich wohl vermuthen, dafs er in

diesem dritten Theile noch höher gestiegen seyn möchte, so, daß sein Werk auch hierin wohl dem des Dante verglichen werden könnte. Dieser Glaube mußte dadurch noch bestätigt werden, weil der Lohengrin, nach den von Adelung mitgetheilten Proben, mit den sinnvollen Versen des tief-sinnigen, und noch lange nicht gehörig genug gewürdigten Räthsel-spieles in dem Kriege auf der Wartburg anfang, so daß, da der Anfang schon eine solche Vollendung hatte, man im Fortschritt noch immer mehr erwarten mußte.

Diese Hoffnung ist nicht erfüllt worden; nach wenigen Eingangsversen, die den im Kriege von der Wartburg enthaltenen gleich sind, artet das Ganze in ein bloßes Zeitbuch in Versen aus, welches an Brabantische Sagen den Kampf Kaisers Heurich des ersten mit den Hunnen in Deutschland, und heidnischen Völkern in Italien knüpft. Das Ganze, in dem kunstreichen Versmaße, das der schwarze Ton Klingsohrs genannt wird, gedichtet, überschreitet selten den ruhigen, gemessenen Gang, den die Zeitbücher in Versen haben, nur an einigen Stellen, die wir im Verlauf näher bezeichnen werden, blickt der alte Geist, die freudige Sangeslust der Minnesinger durch.

Ist auch so von dieser Seite die Hoffnung getäuscht, so bietet dieß Gedicht anderer Seits so viel Merkwürdigkeiten dar, daß es auf jegliche Weise als eine bedeutende Erscheinung und ein dankenswerthes Unternehmen anzuerkennen ist, indem es uns zeigt, daß wieder neue Dunkelheiten im Titrel durch dieses Gedicht entstehen, da man durch eben dieses Gedicht die alten Dunkelheiten wegzuräumen gedachte. Immer klarer werden uns die Lücken, die noch in der Erkenntniß der Sagen und ihrer Verzweigung, welche die Altdeutsche Zeit uns bearbeitete, sind, und wie es uns noch gar nicht ansteht, den Mund mit großen Schlufssätzen voll zu nehmen, die nur in unserer Einbildungskraft ihre Entstehung finden.

Der geschichtliche Theil, der größte, verlangt wieder eine eigene Betrachtung, die ihm wohl nur erst dann gehörig werden wird, wenn die Beschäftigung mit dem Altdeutschen immer allgemeiner wird, nicht mehr in den Händen nur weniger sich befindet, und daher nothwendig an einer nicht zu läugnenden Einseitigkeit krankt. Wie vor dreissig Jahren, als die ersten Bestrebungen in Hinsicht der Altdeutschen Literatur sich zeigten, dieß Streben beynahe ganz einseitig war, indem es sich nur auf das Alterthümliche, Geschichtliche, Moralische, Sprachwissenschaftliche, doch freylich sehr oberflächlich, bezog, dagegen der inwohnende wahrhaft dichterische Kern nicht geachtet, zurückgesetzt und oft ganz verkannt ward, so ist dieser, was einerseits gewiß nicht zu tadeln, son-

dern hoch zu erheben ist, in der neuern Zeit wieder alleinig hervorgehoben worden, die Verknüpfungen und Verzweigungen der alten Sagen, ihr Zusammenhang, ihre Trennungen, ihre Abweichungen wurden beynahe allein aufgefaßt, und jene früher beachteten, ergiebigen Fundgruben sind zurückgesetzt worden. Dieß kann nur durch den Zutritt mehrerer bewirkt werden, und es würde wenig Sinn, wenig Eifer für die Sache selbst zeigen, wenn ein jeder gleichsam auf den (oft Wind-) Eyern alleinig brüten wollte, die er sich zurecht gelegt hat, und nicht die allgemeinste und freyste Mittheilung und Mitwirkung anderer wünschte.

Herr *Ferdinand Glöckle*, dem das Glück vergönnte, seit mehreren Jahren schon in Rom zu leben, und sich einer unbeschränkten Benutzung der vielen dort befindlichen Altdeutschen Handschriften, was er mit Fleiß und Eifer gethan hat, zu erfreuen, tritt hier zum erstenmale mit dem Druck eines wichtigen Gedichtes auf, und eröffnet so, auf eine dankenswerthe Art seine Laufbahn. Mehrere andere Gedichte wurden hier und da versprochen, erschienen leider aber noch nicht, und auch von der vor einem Jahre angekündigten Bibliotheca Vaticana verlautet seit einiger Zeit leider nichts mehr. Doch, wir haben auch lange genug auf den Lohengrin warten müssen, dessen Erscheinen schon vor einigen Jahren verkündet, aber immer verzögert ward.

Ehe wir von dem sprechen, was Glöckle geleistet hat, müssen wir von dem reden, was der Herausgeber, Hr. *J. Görres*, dazu gethan hat, und dieß ist eine geistreiche und kenntnißreiche, wenn gleich wohl etwas blendende Einleitung. Mehreres ward leicht hingeworfen und läßt fürchten, wie auch leider schon geschehen ist, daß Männer, die eine wahrhafte Sucht nach den abenteuerlichsten Ableitungen haben, die in's schwindliche, windige und neblige gehen, ihre Schlüsse daran anhäkeln werden.

Es ist ganz unmöglich der Einleitung Schritt für Schritt zu folgen, es kann nur von uns versucht werden, einzelne Stellen herauszuheben und unsere Betrachtungen daran zu fügen. Die Vermuthung S. III, daß *israhelischer* für *prahlerischer* in dem Müller'schen Druck des Parzival zu lesen sey, bestätigt sich durch Handschriften. Schlimm ist es, daß, wir wissen nicht durch welchen Zufall, unsere Verzahlen im Titrel an mehreren Orten nicht mit denen übereinstimmen, welche Görres hat, daher wir mehrere Stellen nicht mit der Urschrift zu vergleichen vermochten.

Vollkommen sind wir mit dem Herausgeber einig, daß dieß Gedicht aus Arabischen Sagen stammt, um so mehr, da es erwiesen ist, daß der

Becher des heil. Graals aus dem Persischen, mystischen Becher des Dschemschid entstand. Aber auch die Anlage des Ganzen beweist, daß alles sich nach dem Morgenlande hinwendet, wenn nicht auch schon ein glühender, morgenländischer Hauch durch das Ganze wehte. Am deutlichsten und klarsten wird es, wenn man den Titurel, gebaut auf Südfranzösische Dichtungen mit den Sagen vergleicht, welche im Norden Frankreichs herumgingen, und durch Robert von Borron bearbeitet wurden. Eben eine Zusammenstellung dieser beyden verschiedenen Sagen vermischen wir zu unserm Bedauern, denn in ihnen ergeben sich die merkwürdigsten Abweichungen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde; einen wichtigen Aufschluß geben schon die Altdutschen Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde von F. J. Hofstätter (Wien 1811), wo Thl. 2. zuerst der Anfang des zweyten Theils bis 198 und dann von S. 200 an, die andern Sagen, die der Lanzilot enthält, ausgezogen sind.

Selbst den Namen Parzifal, den wir uns immer aus dem Französischen *poursuivant* deuteten, da das Wort häufig im Mittelalter für Herold vorkommt, erklärt der Verfasser aus dem Persischen, durch Parsi oder Parseh Fal, das ist, der reine oder arme Dumme, eine Erklärung, die wohl dem Gedichte entspricht. Unter dem Baruch ist unstreitig der Patriarch gemeint, Baldach ist Bagdad. Das Gedicht Flos und Blankflos gibt an, daß Baldach am Meere läge und 20 Rasten weit von Babylon entfernt sey. Bedeutend weist der Verf. nach, daß der heil. Graal mit dem Heliotrapegon der Äthioper, von dem Herodot erzählt, eine Grundlage habe, nicht minder der Altägyptische Hermesbecher, der des Dschemschid, Herkules und Bachus der Mysterien. „Die Kirche fand (sagt der Verf.) diesen Becher durch das ganze Heidenthum, gleichsam als Sakrament der alten Zeiten, und als solches in allen Mysterien angewendet.“

Es fehlt uns an den dazu nöthigen Hülfsmitteln, um die Behauptung des Hrn. Görres zu untersuchen, daß der Grundriß des Tempels im Graale zu Montsalraz, dann der Sophienkirche zu Konstantinopel gleich sey, eine Vermuthung, die manches für sich hat. Sollte aber wohl der Dichter unseres Titurel, der unläugbar so vieles und gerade wohl das Herrlichste und Schönste hinzudichtete, von dem die Urschrift nichts wufte, nicht vielleicht auch den meisten Antheil an der Beschreibung dieses erhabenen Gotteshauses haben, um so mehr, da der Dichter in einigen Strophen noch einen Tempel beschreibt, den er, übermächtig geschmückt, der Jungfrau Maria und ihrem Kinde erbauen möchte? Geben wir auch zu, daß dem Flageonus, oder Hyot, oder Eschenbach die

Sophienkirche zu Bizanz vorschwebte, so glauben wir doch nicht, mit dem Verf. annehmen zu dürfen, daß ein Griechisches Gedicht zum Grunde liege, wir glauben vielmehr nur ein Arabisches, dann ein Provenzalisches, und daraus unser Deutsches annehmen zu dürfen. Wir können der geistreichen Ausführung des Herrn Görres keinen ausführlichen Beweis für jetzt entgegenstellen, den wir auf andere Zeit und andern Ort, bey dem Gebrauche jetzt fehlender Hülfsmittel, versparen.

Auch die Übereinstimmung mit den Sagen von dem Heldenzuge Alexanders des Großen, welche Callisthenes im zehnten Jahrhunderte sammelte, glauben wir nicht für den Ursprung des Titurel aus dem Neugriechischen sprechend. Diese Sagen waren damals schon Gemeingut aller Völker des Mittelalters geworden, die dem Gesange lebten, und sie wurden in vielfache Dichtungen verflochten. Daß Alexander des Großen Thaten nach jenen alten Griechischen Sagen auch von deutschen Dichtern nachgesungen wurden, zeigt die Geschichte der altdutschen Dichtkunst, die uns mit drey Dichtern bekannt macht (S. Grundriß S. 221—222), welche die Thaten Alexanders nach dem Griechischen besangen. Jene wunderbaren Völker, die wir dort beschrieben finden, kommen auch in andern Gedichten, als im H. Ernst, wieder vor und es war eine Lieblingsbeschäftigung der alten Dichter, noch neue wunderbare Völker und Gegenden hinzu zu dichten, woran der Apollonius von Tyrland, die Reisen des heil. Brandanus und andere mehr reich sind. So konnte denn auch dem heil. Graal bey seiner Reise in das ferne Indien nicht fehlen, daß er bey diesen Wundern vorüberfuhr und sie durch seine göttliche Kraft überwand.

Merkwürdig ist zu S. XXVIII, wo der Verf. bemerkt, daß Alexander sich der Kriegslist gegen das Heer von Fur bedient habe, daß wir auch in der Geschichte von Tschingskhan, welches Herr Görres nicht gewußt zu haben scheint, und, so viel wir uns erinnern, in Bezug auf den Titurel, auch noch nicht bemerkt worden ist, gerade die List geschichtlich bemerkt finden; welche Johann gebrachte. Johann de Plano Carpini, ein Mönch, reiste mit seinem Gefährten Benedikt, einem Pohlen, 1246 in die Tartarey und erzählt in der Beschreibung dieser Reise: „Chinghig Chou habe seine Völker wider den König der grüßern Indier, Priester Johann genannt, geführt, sie seyen aber von ihm geschlagen worden. Dieß wäre durch kupferne Bildsäulen geschehen, welche inwendig hohl gewesen und Feuer in ihren Höhlungen gehabt hätten. Diese wurden auf Pferde gesetzt und hinter jedes Bild ein Mann, der mit einem Paar Blasebälgen das Feuer auf den Feind blies, welches ihn verbrannte und einen großen Dampf erregte.“ So

erzählt uns auch die Schlesische Geschichte, die Tartarn, welche 1240 in Schlesien einfielen und das Land verwüsteten, hätten einen scheußlichen Kopf in ihrer Fahne geführt, der in der Schlacht Feuer gespieen und alles verbrannt hätte, was sich ihm genähert. Deutlich sieht man also, wie gang und gäbe diese Sagen waren.

Der glashelle Berg im Titurel, auf dem das Paradies liegt, erinnert an den Glasberg in vielen nordischen Liedern (Brunhild wohnt zum Beyspiel in einem dänischen Liede auf einem Glasberge) und in alten deutschen Mährchen, auf dem schöne Prinzessinnen wohnten, und die schwer zu erklimmen waren. Die Magnetberge sind in den Sagen nicht erstorben; so erzählen die Mährchen von Gegenden bey der Schneekappe, auf denen so viele Magnetsteine liegen, das Bauern, die mit Nägel beschlagenen Schuhen darüber gehen, kaum aus der Stelle können, alles Sagen, die früher noch mehr wie jetzt gemeinsames Eigenthum aller Völker waren und ihren Ursprung gewis aus indischen Sagen nehmen, wie dies von mehreren Hr. G. auch nachweist.

Höchst merkwürdige und lehrreiche Winke, mit Geist und großer Geschicklichkeit zusammengestellt, enthalten die Blätter, von S. XLVI an, auf denen von der Chronik des Galfrid v. Mommouth die Rede ist, jenem höchst merkwürdigen alten Sagenbuche, gebildet aus uralten Sagen und wieder die Mutter neuerer Sagen und Gedichte. Wir können alleinig auf das Buch selbst verweisen. Manche Schlüsse und Ableitungen werden zu kühn erscheinen, aber sie sind geschickt in das geistvolle Ganze verwebt; in andern Andeutungen, die jedem Forscher auffallen und aufmerksam machen müssen, liegt reicher Stoff zu vielfältigen Untersuchungen.

Für uns höchst wichtig ist das Verhältniß, in welchem die Sage vom Lohengrin im Parzifal, im Titurel, in der Bearbeitung des Fürterer und in dem eigenen Gedichte steht, worüber Hr. Görres wohl zu leicht fortgegangen ist, denn eben hier liegt eine merkwürdige Verschiedenheit, die nur durch viele Untersuchungen wird erklärt werden können. Herr G. zieht uns aus, was wir im Parzifal vom Lohengrin finden, dies stimmt völlig mit dem überein, was im Gedicht Lohengrin von seinem Verschwinden aus Brabant gesagt wird. Von seiner spätern Zurückkehr nach Lothringen weiß der Dichter nichts, auch werden wir weiter unten bey Betrachtung des Gedichts sehen, das dies nicht seyn konnte. Desto auffallender muß es sein, eine ganz andere Sage im Titurel zu finden. Herr G., wie wir, hatte vom Titurel nur den alten Druck vor sich, in dem unbedenklich Entstellungen bey dieser Stelle eingetreten sind, darum

herrscht auch in dem Auszuge im Museum I. 529 und ff. über diese Sage große Verwirrung, die uns durch Fürterers Gedicht aufgeklärt wird. Es ist nämlich im Titurel vorausgesetzt, das der Leser dasjenige weiß, was im Parzifal vom Lohengrin erzählt ist, das er in Brabant gewesen (was also nicht, wie Hr. G. vermuthet, bloß die Sage nach Chretien von Troyes ist), daher geht er hier gleich nach Lyzaborie (später von ihm Lothringen genannt) und auf seine Anwesenheit in Brabant deutet nur die Strophe, in der es heißt:

Von hohen angyrne (Kummer, Trauer)
Habt ir hie vor (im Parzifal) gehört;
Ein schwert, ein ringerline,
Ein horn hat sich nit yme aufs enböret,
Do er ozu Brabant Herre ward genennet;
Durch ein viel kleine frage
Ward er in Lyzaborin erkennt.

Eine sehr kleine Frage (in Brabant) war daran schuld, das er in Lyzaborie bekannt ward. Fälschlich nimmt G. an, er habe ein Horn, Schwert und Fingerlein *mitgenommen*, er liefs es ja (S. Seite 181 des Lohengrin) dort seinen Kindern.

Aus dem Fürterer (S. Hofstätter II. 173 und 174) wird dieser Zusammenhang noch klarer, indem dieser die Geschichte des Lohengrin ganz so erzählt, wie sie in unserm Gedichte erscheint, nach seiner Entfernung aber aus Brabant die Erzählung von Byzaborin mit der Belaie anknüpft, wobey eine Abweichung vom Titurel Statt findet, da in diesem es heißt: weil die Kinder im Grabe sich gemehrt hätten, wäre Lohengrin ausgezogen, nach Fürterer erscheint aber wieder eine Schrift, die verlangt, Lohengrin sollte nach Lyzaborin gehen, da Belaie seiner bedürfe.

Es ist unstreitig, das hier eine Spaltung und Verschiedenheit der Sagen ist, die auf ganz andere Dichter deutet; denn ein und derselbe Dichter würde doch wohl schwerlich, am wenigsten unser Dichter des Titurel, ein solches Räthsel hingeworfen, oder vielmehr selbst in seine Erzählung einen solchen Widerspruch gemischt haben. Es würde uns sehr erfreulich sein, wenn uns jemand diesen Widerspruch lösen könnte. Ganz falsch spricht daher auch Hr. G. S. LXIII über die Verschiedenheit der Sage. Fürterer sagt uns ausdrücklich, das Geheimniß sey bey der zweyten Farth Lohengrins aufgehoben gewesen, und eben diese Aufhebung brachte ihm den Tod. Belaie weiß, was er ist, woher er ist, was sich mit ihm und Elsan in Brabant begeben hat. Sie verführt die Furcht vor seinem Wankelmuthen, indem sie nicht glaubt, das ein höherer Befehl ihn der geliebten Brabanterinn entrissen, sondern nur seine geschwundene Liebe.

Darum will sie ihn für immer durch Zauber fesseln und gibt ihm den Tod.

Die Nordfranzösischen Sagen über Graal sind ganz anders; Robert de Borron gab sie uns, und sie stehen unserm Tituel weit nach. In welchem Verhältniß der Parzifal des Chretien von Troyes mit unserm Parzifal des Wolfrann von Eschenbach steht, können wir leider, da uns die Bekanntschaft mit jenem gänzlich mangelt, nicht angeben, so viel ist aber gewiß, daß die Stelle am Schluß des Parzifal, in der Chretien der Verfälschung der Namen bezüchtigt wird, wohl nicht so gedeutet werden kann, wie sie Görres S. LIX annimmt. Auch stimmt, nach einzelnen uns vorgekommenen Bruchstücken, der Parzifal des Ch. v. T. mit Robert v. Borron überein, worüber an andern Orte.

Daß mit dem Lohengrin Brabantische und Niederrheinische Sagen verknüpft worden sind, so daß alte Indische, Persische, Neugriechische, Spanische, Südfranzösische, Brittanische, Brabantische und Deutsche Sagen eine fortlaufende zierlich verschlungene Kette ausmachen, ist keinem Zweifel unterworfen, da von dem Schwanenritter bey Kleen viele alte Zeitbücher handeln, und ein Schwanenorden dort selbst in der Geschichte hervortritt. Dankenswerth sind daher diedarüber zusammen getragenen Nachrichten, besonders die aus dem Zeitbuche von Tongora.

Ein kaum glaubliches Mißverstehen einer deutlichen Stelle im Tituel steht S. LXXVII. Es heißt dort nämlich: „und der Tituel versichert, wie man auf den Märkten Lohengrins Geschichte um einen Pfennig kaufte.“ Davon weiß aber der Tituel nichts; das *handschriftliche* Leben des Lohengrin würde wohl schwerlich um *einen* Pfennig verkauft worden sein. Oder war es etwa ein *Druck* im J. 1230 der so wohlfeil verkauft ward? Der Verfasser scheint wenigstens so etwas wie unsere gedruckten Volksbücher sich dabey gedacht zu haben. Die Stelle im Tituel heißt:

Ein kloster ward erbawen,
Do man sy beyde sarckte.
Wer Loherangrin wil schawen,
Der kouftz vmb einen pfennig lit zu marckte;
Gepalsamt schon leit er noch zu gesichte.

Die gesperrte Stelle heißt nichts anders, als: „Wer Loherangrin will schauen, der erhält es leicht (lit) für den bestimmten Preis (marktkauf, dichterisch aus einander gestellt; kouftz zu marckte) von einem Pfennig; schön gebalsamt liegt er noch offen da (zu Gesichte). Woher das Mißverstehen gekommen, sieht man leicht.

Die Vermuthungen S. LXXXVIII über das Wort Einsenbegt, welches in der andern Handschrift

besser Einsbere heißt, konnten durch den Grundriß der altdutschen Dichtkunst S. 112 schon anders geleitet werden, indem dort angegeben wird, daß darunter der *Inselsberg* unfern der Wartburg gemeint ist, den die Leute in dortiger Gegend noch Einsenberg nennen.

Über den Verf. können wir uns *hier* in keine weitläufige Untersuchungen einlassen; einverstanden sind wir mit Görres, daß Eschenbach nicht der Verfasser seyn kann, da auch die Strophe S. 191 auf einen bairischen Dichter schliessen läßt, indem das Ganze mit einem Lobe Baierns schließt, welches Eschenbachs Sache nicht war, der oftmals mit der bittern Stimme eines wahren Gränznachbars von diesem Lande spricht. Die eben bemerkte Strophe heißt:

Dise aventure der Antschowfin
Hebent ist, so laz wirz an dem Beyer (Kaiser Heinrich des II!) hin,
Der hat verdient vmb got vnd vmb die wertle,
Daz man in billich eren sol;
Er ned sond Kunigunt mugent gehelfen wol,
Daz die sel werde gefloriert und geperle
Mit der himelischen zier dort vor des gots gericht.
So ist daz land (Baiern nämlich) so tugentrich,
Daz an truwen niendert laut ist sin gelich,
Daz ez pillich hat pflüht an dem getilte.

Die Vermuthung auf Frauenlob ist ganz ohne irgend eine Hinweisung und war wohl zu vermeiden, da man weiß, wie bequeme Leser und Beurtheiler mit halbem Blicke lesen, und sich so leicht eine ganz falsch gegriffene Ansicht als bare Münze verbreiten kann. Auch vom Albrecht von Halberstadt sollten wir nicht mehr als Verf. des Tituel reden; Bodmer kannte ihn nur allein, las Albrecht im Tituel, und deutete ihn auf den alleinig ihm bekannten. So hat sich auch hier eine Unrichtigkeit eingeschlichen, die gar nicht wieder weichen will. Wenn von einem Albrecht die Rede sein soll, so ist es wohl Albrecht von Scharfenberg, den wir aus dem Fürterer kennen, der ihn hoch rühmt. — Ein großer Verlust ist die Zerstörung der Handschrift, von der Hr. Görres im Anhang zur Einleitung einige Bruchstücke anführt; sie steht weit höher als die sehr nachlässigen Handschriften der Vaticana. Solche Verluste haben wir aber leider nur zu oft zu beklagen.

Wir gehen nun zum Gedichte selbst über und wünschten sehr, daß wir in der Behandlung desselben durch den Abschreiber für den Druck, und durch den Druckbesorger eben so viel Gutes sagen könnten, wie von der Einleitung; dieß können wir leider nicht. Beyde sind oft höchst nachlässig

gewesen, nur dafs man leider dem ersten nicht so deutlich es nachweisen kann, wie dem letztern. Eben so schlecht ist oft der Druck, das Papier dünne und elend, die Buchstaben alt, abgenutzt und oft gar nicht ausgedruckt, so dafs leere Räume entstanden sind. — Hr. Klöckle kam mit geringen Vorkenntnissen in der altdutschen Literatur nach Rom, ein glückliches Schicksal führte ihn zu den altdutschen Handschriften, deren er sich mit dem löblichsten Fleiße, mit dem seltensten Eifer annahm, und eine bedeutende Anzahl abschrieb. Aber die Hilfsmittel, seine Kenntnisse zu vervollkommen, fehlten ihm in Rom beynahe ganz, mühsam mußte er aus sich selbst alles lernen und mannigfaches Mißverstehen und unrecht Lesen war daher sehr leicht, und ist auch häufig von ihm geschehen, was man mit vielem Bedauern in dem vorliegenden Buche finden wird, wenn man die einigen Stellen, die im Grundriß der altdutschen Literatur durch den im Lesen deutscher alter Handschriften gewiegten Hrn. Tinck mitgetheilt worden, dagegen hält, bey andern läßt sich dasjenige, was falsch gelesen ist, leicht erkennen.

Eben so schlimm ist die Zusammenschmelzung seiner Handschriften ohne Anwendung der Kritik, sondern nur auf gut Glück, ein Verfahren das von andern auch schon in der Herausgabe des Morolf und Salomon angewendet ward, und mit Recht getadelt worden ist. Auffallend ist dabey, dafs doch einige Lücken erscheinen. Sollte deren Ausfüllung nicht möglich gewesen seyn? Die Beweise unserer Behauptung werden wir nicht schuldig bleiben, sondern sofort bey Betrachtung des Gedichts geben, aus dem wir bemerken werden, was uns eine Anführung zu verdienen scheint. — Noch ein großes Versehen des Druckbesorgers ist, dafs die Strophen nicht beziffert sind.

Dafs das Ganze gleich im fünften Worte mit einem Druckfehler: Lohengrim für Lohengrin anhebt, ist kein gutes Zeichen, aber es wird immer schlimmer. S. 2 Z. 13 muß es heißen „dulde ichz wiser etc.“, S. 5 Z. 3 und 4 muß die Bezeichnung durch Unterscheidungszeichen so sein:

Furwar, ich weiz nicht rechte, waz ir meinest!

Ich weiz, waz osten etc.

Von diesen Komma's steht kein einziges da. S. 5 Z. 14, Rurt für Runt. (Wir können unmöglich alles anführen, sondern wählen nur einiges zur Bemerkung aus; denn zur Reinigung des Druckes können und wollen wir uns nicht anheischig machen).

Ganz verschieden von andern Sagen ist, dafs Artus im heil. Graal mit seiner Ritterschaft lebt, und dafs er aller Vergünstigungen desselben theil-

haftig geworden ist. Dieß scheint schon mehr aus nordfranzösischen Sagen zu kommen, in denen die Masseneu des Artus bey Auffindung des heil. Graals sehr thätig ist. S. 8 in creize, für in ereize, welches Lese- oder Druckfehler. Spach steht für Sprach, warpec, wird wohl in einer Handschrift warpe'c, warperc (Wartberg) stehen. S. 10 muß es gerader für geruder heißen; Man für Ma. S. 12 lernen wir kennen: Elys, Parzifals Tochter, Panylle, Lanzilots Kind und Ganans Tochter Sigelind, welcher letzte Name an deutschnordische Sagen erinnert. Auffallend ist, dafs S. 14 Gawein und Walban als zwey Ritter unterschieden werden, die wir sonst für einen und denselben gehalten haben. S. 15 Jorant dächte sich ein Dietrich von Berne zu sein; er hatte einen Gürtel um, der ihm die Kraft von acht Mann gab. — Der Name Elsany ist gewifs ein Lesefehler für Elsann, da in den altdutschen Handschriften das n häufig bey seinem zweyten Striche einen langen Zug bekommt, so dafs ein Ungeübter es wohl für y lesen kann. S. 19 wird der König von Engeland ein En (Ähn, Großvater) der Herzoginn Elsan von Brabant genannt. S. 26 stehen wieder die Unterscheidungszeichen falsch; es muß heißen;

frowe, wie wolt ir leben

Morgen? sie sprach: den rat etc.

S. 27 fordert die Fürstinn von Thüringen den Eschenbach auf, weiter zu singen, und rühmt seine Kunst und seinen Geist. Unstreitig ist aber dieß alles der Nothbehelf eines späteren Dichters, besonders auch darum, da am Schlusse des Gedichts dieß ganze Verhältniß; welches durch die angemessensten Anfangsstrophen begründet ward, nicht weiter in Betrachtung kommt und ganz unauflöst bleibt. Ja, das Gedicht endet mit einem Lobe Baierns, wie wir schon bemerkt haben, da es dann wohl ziemlicher gewesen wäre, des Landes Thüringen zu gedenken. S. 31 müssen die Unterscheidungszeichen wieder anders, nemlich so, stehen:

Der lutringern was auch dar

Mit dem kunige kumen, nach rubin gewar

Brau manie munt, daz wider einander glaste.

S. 32 Ah in! muß in ein Wort Ahin zusammgezogen werden.

Außer dem Kaiser Heinrich werden eine Menge Personen namentlich erwähnt, die wir hier kurz, wie sie im Gedichte vorkommen, ausziehen wollen, doch mit andern Bemerkungen durchflochten. Der Bischof Wiprecht von Lüttich; Abt Gundemar von Clarbrunn; der König von Engeland kommt

nach Brabant und landet in Artwerf (Antwerpen). Der Herzog von Lothringen (Lutringe), Landherrn von Limburg und Brabant erscheinen, man zieht gen Dient (Diest). Der von Lüttich sammelt sich zu Hoyne (Huy), der Herr der Flämingen (Flammländer) zu Brücke (Brück), der von Lothringen zu Metz; auch kommen der Graf Johann von Lutzeburg (Luxemburg) und der von Bar. Gen Sarprücke (Saarbrück) ist die Sammlung aller verlegt. (Manchmal möchte man auf einen französischen Ursprung schließen, wenn es z. B. S. 44 heißt: Für das gezolt erbeiztens uf die Terre (Erde); man sieht aber auch hier, die schon damals gewöhnliche Sprachmengerey). Eine Gräfinn von Mumpelgart (Mumpelgard) ist im Gefolge. Zwischen Oppenheim und Menz (Mainz) zogen sie heran und lagerten sich auf grünen Auen. Wir finden hier einen von Leiningen, von Saarbrück und von Borga (Herzogthum Berg). Der Kaiser Heinrich war in Frankfurt, er zieht mit der Kaiserinn ihnen bis Mainz entgegen. Aufforderung, gegen die Ungern zu streiten, die das römische Reich bedrohen.

S. 50 kommen die 7 Kurfürsten vor: Mainz, Kanzler Deutschlands; Köllen Kanzler zu Lambarten (Lambardie) eigentlich ganz Italien; der von Trier ein Kanzler von Wahlen (Welsch-) Land, eigentlich Gallien und Arelat. Pfalzgraf bey Rhein Truchsafs; von Brandenburg Kämmerer; von Baiernland Schenken; Marschall des Reichs von Sachsen. Die Benennung der Kurfürsten deutet auch auf die Zeit der Verfassung des Gedichts um die Mitte des 13. Jahrhunderts, wobey indessen wunderbar ist, daß Kaiser Karl erwähnt wird, der *also* das Reich bestiftet habe. Dem Minnesang entspricht die Stelle Seite 51:

Nu hat ouch die (hie?) genumen der sun ir letztes schinen,
Davon die menge slafes pflac;
Die sunn aber wider bringen wolt den tac,
Das kos man an den klainen vogelinen.

Ebendasselbst muß es für sie genünfte siegenünfte heißen. Bischof Wipprecht singt eine Messe, S. 52 wieder falsche Unterscheidungszeichen. Die Stelle muß heißen:

und sprach: in unver treure
Lat uns auh, Herre, berothern sin.

Wie die Ritter gegen einander ansprengten,
lehrt uns S. 53.

Die sper sie namen in die hant,
Stark und nuwe (,) daz man da zeher (zäher) nicht envant,
Da wurden die orfs mit nide (Neide) dar ersprenget.
In die schilte sie sich smagen (schmückten, zusammenkrümmten),
Über die stegereife sie die fütze bogen (sie bogen die Knie über die Bügel vorwärts).

S. 56 findet sich das Wort Hersenyer (Harsehnyre) das dieser Stelle nach wohl Visir heißt. S. 58 wird die merkwürdige Verwandtschaft des Minnesängers Klingsohr und des alten Zauberers Klingsohr in den Gedichten vom Artus auseinandergesetzt. Von Frankfurt gehen sie, rückkehrend nach Brabant, nach Kölln zu Wasser ab, die Pferde zu Land, von dort wenden sie sich nach Ache (Achen), und gehen, wahrscheinlich den jetzt noch gewöhnlichen Postweg, nach Antwerpen, wo die Vermählung zwischen Elsan und Lohengrin gefeyert wird. Am Morgen nach der Hochzeit verzehren sie des Preutel-Hün (Brauthuhn).

Wie gefährlich bisweilen die Turniere ausfallen lehrt uns S. 61 eine Stelle:

Vil maniger doch da wart getragen
Ab dem wal, den man hort bein und arme clagen;
So was etlicher (,) der des Pfaffen gerte.

Einen von Klefe wird S. 62 erwähnt, so wie einer von Raspenberg. Über die Einfälle der Ungern hören wir, daß der Kaiser (S. 64) sagt: es wären mehr als neun Jahre, daß ihn die Ungern mit Krieg überzogen hätten, und er sie bey Merseburg geschlagen. Hier treten nun die wichtigsten geschichtlichen Bedenklichkeiten ein, auf die wir nur aufmerksam machen können, da 933 die Schlacht bey Merseburg war, und 936 starb Heinrich, so, daß die neun Jahre ins Fabelhafte übergehen. Wir wollen ausziehen, was der Dichter sagt, der Geschichtskundige mag es sich bestätigen oder widerlegen. Nach der Schlacht bey Merseburg kamen sie bald wieder, bedrohten Augsburg und schlügen den Bischof Ulrich, und drängen nun mit Gewalt gegen Sachsen vor. Da fing ihnen Heinrich einen Grafen ab, der von Silber und Gold so viel Schätze bot, daß Kaiser und Reich viel erhielten, auch ward ein Friede auf neun Jahre gemacht. Unterdessen bezwang Heinrich die Mark Brandenburg dem Reiche, Wenzel von Böhmen und das Land Meran, daß sie Christen wurden.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 34.

Freitag, den 29. April

1814.

Schöne Wissenschaften.

Lohengrin, ein altdeutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vaticanischen Manuscriptes von Ferdinand Glöckle etc. (Fortsetzung.)

Der König von Ungern sandte wieder jetzt um Zins, da ward ihm die Antwort mit Übersendung eines Hundes, er solle ihn selbst mit dem Schwerte holen. Gegenseitige Rüstung. Lohengrin ward vom Kaiser um Hülfe gebeten, so wie Herzog Giselbrecht von Lothringen, dem der Kaiser seine Tochter (Gerberga, welches geschichtlich richtig) versprach. Hier zeigt sich auch nun, daß die zweyte Sage des Titul, daß Lohengrin Lothringen den Namen gegeben, und sein Verhältniß mit der Balein nirgends hinpassen würde, so daß also ein früherer Lohengrin schon anzunehmen ist, oder vielmehr der Lohengrin der alten Sage hier tiefer hinunter in die Geschichte gerückt worden, wie wir auch auffallend an Nordischen Sagen von Siegfried und den Nibelungen sehen.

Ein Bote aus Bayern entdeckt dem Kaiser, daß die Ungern nahen, schon an der Ens gelegen hatten, und durch Bayern und Franken gegen Thüringen zogen. Sie wären ihrer hunderttausend Mann, von denen 50,000 sich bey Jathelburg (wohl Lesefehler für Jechelburg) lagerten, die andern an der Elbe liegen blieben. Unter den Heiden bemerken wir den Ruzzen König; Ludwig, Herzog von Ungern, den der Brabant erschlägt, so wie den Herzog Gelfher; einen Herzog von Pohlen, Pomyzla, erschlägt der Kaiser. Der Dichter schreibt die große Niederlage der Ungern ihrer leichten Bewaffnung zu, und daß ihr Geschloß vom Nebel feucht und unbrauchbar geworden. Pela heißt der König Ungerns, der mit dem Reste seines Heeres flieht, der Kaiser verfolgte ihn bis an die Donau, und die Ungern brachten nicht den vierten Mann heim. Der König von Rom (Kaiser Heinrich) zog gegen Regensburg, wo ihm die Bürger viel Kleino-

Viertes Heft.

de und Pfennige, wie sie eben erst gemacht vom Hammer gesprungen, schenkten: „man sagt, daß sie auf Schilden sie ihm vortrugen.“ Herzog Arnold von Bayern wird als tapfer gerühmt.

Die Kaiserinn und die Erzherzoginn von Brabant waren in Brabant geblieben, dorthin ging der Kaiser über Würzburg, Frankfurt und Maynz. S. 76 ist wieder unter mehreren übergegangenene eine falsche Bezeichnung mit Unterscheidungszeichen, indem es heißen muß:

Des wolt sie niht der rine Lip,
Frow Mehtilt erlan, des hohen kaisers wip.

Auf eben der Seite sieht man, daß Elsan aus Elisabeth zusammen gezogen ist. — Tuch von Gent, ein Theil Scharlach gefärbet wird unter dem Schmu-cke zu Kölln genannt. Heinrich wird genannt:

Marschalk, Herzoge von Sachsenlant,
Von tauf Heinrich, von der weih ein kunic genannt,
Von Rom ein vogt und ein Vater des Landes u. s. w. — —
Unter stunden man in schimpf, in nante den Vogelern,
Da er zu kunige wart genomen,
Und der fursten boten nach im waren komen,
Mit einem kloben er vogelt, daz braht daz mern.

Da gegessen ward, hieß man Fiedeler aufstreichen und kluge Junkerlein dienten. — Der Bischof von Kölln stirbt, Prun (Bruno), Heinrichs Sohn, wird zu seinem Nachfolger erwählt, und nun eine Fahrt gen Rom beschloßen, bey der der Kaiser gekrönt und Herzog Bruno geweiht werden soll; dazu ladet er die Brabant auch ein, und fährt darauf gegen den Elsaß, läßt den Landfrieden beschwören, und Städte und Burge gegen der Ungern Ankunft ummauern, machte auch viel Bürger und Bauern.

In der Zît die iudischeit hat anderweit mit marter
Gotes pilde gewunden an,
Davon uz den wunden blut und wazzer rau;
Das zeichen tet do aber got vil zarter. — —

Bey Ravenspruch ein closter lit,
Awe nennt man ez in den landen wit,
 Der Podense mit neh ez kan erreichen.
 In dem closter nach daz blut wird Legelichen funden,
 Durch ein Cristalle man ez siht,
 Vor wem ez sich birget, die warheit vergibt,
 Daz der mit tod im iare wirt überwunden.

Als der Papst erklärt hatte, er freue sich der Kunt Kaisers Heinrich und seines Sohnes, gebot dieser einen Fürstentag nach Maynz, um dort die Sicherheit des Reichs zu verabreden. Aber vorher ward zu Punne (Bonn) der Zwispalt zwischen Frankreich und Deutschland geschlichtet, wohin mit dem Herzoge von Lothringen König Karl von Frankreich (der Einfältige) und der junge König von Arl, so wie Kaiser Heinrich kam; Lothringen ward dem (deutschen) Reiche zugesprochen (921 war die Zusammenkunft in Bonn; man sieht, die Jahreszahlen gehen etwas bunt).

Da kam Botschaft vom Papst Johann, dafs ihn die Sarazenen von Afrika aus angriffen, er bat um Hülfe und versprach: „Gibel und Gälfe würden mithelfen,“ auch der Kaiser von Griechenland mit seiner Macht. Sie wollten Galaber (Kalabrien), Pülle (Apulien) und Cecilli (Sicilien) ganz verderben, und bauten den Berg Galerianus zu einer Feste an. Die Könige von Frankreich und Arl, der Herzog von Lothringen und der Brabanter versprechen Hülfe. Da läst der Kaiser (es geschah zu Erfurt) seinen Sohn Otto zum Reichsverweser zurück, und befahl, wenn der Brabanter eher als er zurückkäme, so sollte man ihm gleicherweise, wie einem Herren dienen. Alte Sitte des Mayfestes und Minnesänger Anklänge geben uns folgende Zeilen:

Der Prabant von Husa furt drihundert ritter küene,
 Und zweihundert werder degen,
 Den er ouf der vart wolt geben swertes segene,
 Swenn daz im quem des meyen kunft mit grüne.
 Artus er was zu sippe geborn,
 Der im je den meyen het zu Lust erkorn,
 Mit maniger ritterschaft und werden frowen.
 Nach dem kunne dicke daz Hertze tut,
 Reht als nach der wurtz saf sich verwet ihr Blut,
 Swen sie der meye mit kunfte kan betouwen;
 Also blüt der von Prabant nach sines stames saffite.

Der Brabanter befahl dem Bischof Wirecht von Lüttich, Land und Leute, der ihm ein Söhnlein, das nach dem Priester Johann genannt worden, aus der Taufe gehoben. Trauriges Scheiden; die Herzoginn gab ihm ein Fürspang, welches sie von ihrem seidenen Hemde lös'te, das sie auf blo-

fsem Leibe getragen hatte. Ein Schmaragd, grüner als ein Gras, klein, dabey er doch so kräftig war, dafs er Keusche brächte und die Falschheit vertrieb. — Zu Basel war die Sammlung, dort wollte Heinrich den König Rulf (Rudolph II.) von Burgunden sprechen, der ihm das Speer gab, womit Longinus Christus die Seite durchbohrte. Zu ihm wird Bischof Willikin von Maynz (?) gesendet. Zug über das Gebirge nach Lamparten (Lombardei), Lagerung zu Kouben (?) und dann Einzug zu Melan (Mayland). Kampf 5 Schaaren wurden gemacht. Den Vorstreit hatten, wie ihnen von Alters her gebührte, die Schwaben, zu denen man die Bayern und Franken fügte, und was oberhalb Pingen (Bingen) war, befehligt von dem Franken Herzog Eberhard von Schwaben. Herzog Arnold war in Bayern geblieben, zum Schutz des Landes gegen die Heunen. Die zweyte Schaar führte König Rulf, zu dem wurden die von Elsass geleet, die von Wositen (Wasgau?) und die vom Speyergau. Gerveit, der junge König von Arl, ward Hauptmann der dritten Schaar und Giselbrecht von Lothringen. Der von Saarbrück und Albrecht Bischof von Metz wurden zu dieser Schaar gefügt. Die vierte Schaar erhielt der König von Frankreich, die fünfte der Kaiser selbst. Die Schaar war so voll tapferer Leute

Daz iegelichen deut, wer her Dietrich
 Von Pern im kome, im wurd sein Verch antrennet.

In des Kaisers Schaar waren Bischof Praun (Bruno) der von Brabant, der Meisner Fürst Markgraf Friedrich, Landgraf in Dürg (Thüringen). Dazu gehörten auch alle, die niederhalb Bingen safsen.

Das Heer der Sarazenen ist ungeheuer; wir können nicht alle die fabelhaften und wahren Namen anführen, sondern bemerken nur, dafs der König von Afrika Gerfridolt heifst, seine Tochter hatte Per Soldan (Sultan) Waridach genannt, sein Schwäher war Atmerat (Attinerat) und sein Bruder Baruch. Wir finden auch einen König von Scandinavia dabey. Über das Verhältnifs des Baruch (Patriarchen), belehrt uns noch folgende Stelle:

Und swaz der Baruch vor het kunige in sin schar geschicket,
 Fur all ir sunde er inz gap,
 Wann er jach, daz der Babst truge unrecht den stap,
 Und scholt sich vor hern langest gein im genicket.

S. 114 ist wieder ein grofser Fehler, es mufs heifsen:

Unz zu widerdriezze; swer nu were, der etc.

S. 122 mufs es heifsen Joranich. — Über Baruch lesen wir ferner:

Atmeret nach kaisers werde in Heidenschaft sich zeuchet,
So schol ir Baroch pabest wesen,
Alz mans hat fur warheit oft und dicke gelesen.

Wir finden noch einen Ruprecht von Nassau, einen Grafen von Holland, Hailmann, und zweien Ritter von Spanheim und von Kucke. Lohengrins Helmschmuck beschreibt uns das Gedicht so: Er selb furt auf dem Helme sin Ein rot park, gesmelt mit golde und mit rubin, so was sin Helm von lichte stahel darunter. Nach dem swan der uber son in praht in einer parken. Also ein swan stunt hie empor In der parken uf dem Helm. — Der swan mit perlen war durgrebt, Und der ougen sehan mit saphier geblebt (gebläuet), darumb von rubin und von smaragde varwen. Die ganze noch lange Beschreibung ist für die Kunstfertigkeit jener Zeit wichtig. In der Schlacht kämpfte sichtbarlich St. Peter und Paul für die Christen mit, welches auch andere Zeitbücher erzählen, aber die ganze Geschichte ist aus dem Leben Kaisers Otto (Heinrichs Sohn) entlehnt, und hier auf Heinrichs Namen eingeschoben, wie schon Herr Görres in der Einleitung bemerkt.

S. 152 wird der Griechische Kaiser Andreas genannt, aber damals herrschte Constantinus Porphyrogenetes.

Folgende Zeilen erinnern wieder ganz an alten Minnesang:

Frowe, ir muget uch un heben wol von dannen

Zu der ryvier (Fluß) in uwer gezelt.

Daz hat niht beruret weder mos noch velt;

Ein anger mit den Blumen ez bedeket,

Ein luter elingen bechelin

Fluzzet, da die Blumen kriegent umb ir schien,

Daruber sint des zeltes snüre gestrecket.

Margrat (Granaten) und figenboum dabi ir manigen sehet.

Darumb ein questenboum (?), ein hak (Hag, Hecken),

Manie mandelreys gibt ouch da suzen smac,

Der wol süzlich da von den Boumen drehet.

Vil manigen sitich (Papageyen) vint ir da.

Wizzet, da wanet niendert rab nach kra,

Sus manigen vogel ir vint mir unbekennet.

S. 155 muß es Nu quam heissen. S. 156 der Let. — Die Königin von Lamparten ist eine Tochter des Griechischen Kaisers und heist Anne. S. 163 der pabst. — Güldener Pfennige wurden da dem Kaiser von der Stadt Rom 1000 Pfund geschenkt, dem Anshofin (Lohengrin) eine güldene Arche, die mehr als 1000 Mark wog, worin manche Steine eingelegt waren, von denen einer die Wärme, der andere die Kälte von mancher Krankheit vertreibt;

einige machen guten Muth, ein anderer ist für Unkeusche gut. S. 165 gemeinlich.

Sie kehrten nun wieder heim gen Deutschland; in Kostnez (Konstanz) ruhten sie, dann gings nach Basel, von da, auf dem Rhein, gen Strasburg, Speyer, Worms und Maynz; drauf gen Köllen, wohin des Kaisers Sohn aus Sachsenland kam. Durch die Lande ward nun bekannt gemacht, Bischof Bruno wollte seine erste Messe zu Köllen singen, der Kaiser dabey in kaiserlicher Krone und Schmuck erscheinen und zugleich seine Tochter dem Lothringer beylegen. Der von Maynz und von Trier beschieden (unterrichteten) Bruno in den Buchstaben, wie ein Priester beschieden wird, der seine erste Messe singt. Hier ersinnt die von Klefe den Verrath, indem sie Elsan bewegt, ihren Mann zu fragen, wer er sey. S. 178 hat für har. In Antwerpen erklärt er ihnen sein Geschlecht und sagt ihnen zugleich die Ursache, warum nicht gefragt werden darf:

Er sprach: nu merket furebaz,

Daz min Vater vrage da zu dem grale vergaz,

Da von er was in gut weil der verlorne.

Nu ist nu also gewant,

Swaz sit von dem grale manne sint gesant,

Die muzzen wider, ist vrage nicht die verporne,

Die frowen man offenlich von dannen git zu manne,

Kein mannesbilde von dannen vert,

Ez si einer frowen von geschilt beschert.

Mint die niht frage, er muz heim wider danne.

Seinen beyden Kindern, Johann und Lohagrin, gibt er zum Andenken ein Schwert, ein Horn und ein Fingerlein, empfiehlt dem Bischof von Lütlich und dem Kaiser das Land und der Schwan holt ihn wieder ab.

Nun schließt das Gedicht mit einer kurzen Geschichte der deutschen Kaiser. Heinrich I. herrschte 18 Jahr, er wollte nach Rom ziehen, aber eine starke Krankheit raffte ihn hin. Zu Quedlinburg (Quedlinburg) das er gestiftet, liegt er begraben. Auch stiftete er Wenthusen und seine Gemahlinn Mechtilde Nordhausen und die Abtey und Polet. Otto I., der Grose, folgte seinem Vater, der dritte Sohn, Heinrich, ward Herzog in Bayern. Otto herrschte 42 Jahr, schlug die Hunnen bey Augsburg (was uns oben das Gedicht von Heinrich erzählte) wobey auch Bischof Ulrich von Augsburg war, was der Dichter in der Chronik las (wieder wohl Anspielung auf sein Vaterland). Dann gewann Otto Lamparten vom König Perenger (Berengar) und Apulien und Kalabrien nahm er dem griechischen Kaiser ab. Sein Sohn Ludolf stand gegen

ihnen unter der Zeit auf, was ihm aber nicht glückte, dagegen liefs er seinen jungen Sohn zu Aachen erwählen; sein Sohn Willehalme (Willhelm) war zu Maynz Bischof geworden. So hatte er (da er von Sachsen geboren war), seine beyden Brüder aber Kurfürsten waren (Köllen und Bayern) vier Kuren auf seiner Seite. Seinen Sohn vermählte er mit der Tochter des Griechischen Kaisers, und liefs beyde noch jung zu Rom krönen. Von dieser Hochzeit sagt der Dichter:

Swie sie doch beide waren kleine (,)
So waz ez doch der schonsten Hohzit eine,
Die je mit lob in sange wart bedonnt.

Otto stiftete das Bisthum Magdeburg und das Kloster Panthaleon zu Köllen. Im erstern ward er begraben. Ihm folgte Otto der rothe (von dem es eigene, noch ganz unbekannte Dichtungen gibt, auf die vielleicht die eben angeführte Stelle geht). Er stirbt zur See gegen die Sarazenen, schlug sie, ward aber mit einem gelupten (vergifteten) Pfeile verwundet (?) und starb im neunten Jahre seiner Herrschaft; begraben ward er zu Rom. Otto der dritte, noch jung, ward Kaiser, Bruno sein Vormund. Erzählung, wie er seinem Oheim heimlich entwich, aber sich mit ihm wieder versöhnte und auch noch Bischof Willikys (Willigis) von Maynz zum Hüter erhielt. Die Wenden bezwang er; Krieg um einen Papst; Bruno wird Papst unter dem Namen Gregor. Gegenpapst Johann, früher Bischof von Plesantz, durch Kreszenzius, Bürgermeister von Rom. Flucht Bruno's, der Otto zu Aachen findet, wo er aber die Gebeine Kaiser Karls hat erheben lassen, der nicht als ein Heiliger war begraben worden. S. 188 *den sie* für *den sie*. Rächt seinen Oheim, läfst Kreszenzius blenden und ihm die Nase abschneiden. Fast Liebe zu dessen schöner Frau, die ihm ein Fingerlein und zween vergiftete Handschuh sendet, durch deren Berührung er stirbt. 18 Jahr hatte er geherrscht und ward zu Aachen begraben. Er starb ohne Söhne, ihm folgte Heinrich II. von Bayern, der Heilige, seine Gemalinn Kunegunde, die er zur Feuerprobe zwang. Seine Schwester Gysel ward an Steffan von Ungern vermählt. Ungern und Pohlen bekehrte sich zum Christenthum; er stiftete Babenberg (Bamberg). Papst Benedikt ladet ihn ein zur Kaiserkrönung, und zieht dann mit ihm zur Weihe von Bamberg. Nach 23jähriger Herrschaft starb er und ward zu Bamberg begraben:

Sin grap noch heut da funten wirt
In dem hindern kor etc.

Mit ihm schließt das Gedicht, und es folgen nur noch einige Schlufsverse, worin auch Eschenbach erhoben wird.

Wir haben geglaubt, diefs wichtige Gedicht genauer darlegen zu müssen, und auf merkwürdige Stellen aufmerksam zu machen. Der Reichtum an solchen hat die Anzeige sehr ausgedehnt und uns verhindert, manche Betrachtungen noch anzufügen, wozu sich wohl ein anderer Ort finden wird. Wir wünschen, daß unser Zweck erreicht werden möge, auf diefs wichtige Gedicht recht aufmerksam gemacht, und manchen Forschern schon in obigen Zeilen einige merkwürdige Stellen vorgeführt zu haben, woran *sie* wieder ihre Bemerkungen in anderer Hinsicht fügen können.

B.

Botanik.

Joseph Liboschitz, Russisch Kaiserl. Hofarzt (es); mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied(s): *Beschreibung eines neu entdeckten Pilzes*, in einer an den Baron Joseph v. Jacquin gerichteten Zuschrift, mit 1 ill. Kupf. Wien, 1814. bey Camesina. gr. Fol.

Unter der grossen Zahl der Pilze, die bis jetzt von verschiedenen Naturforschern untersucht worden sind, hat wohl keiner so viele Merkwürdigkeiten im Innern seines Baues dargebothen, als der Dendromycis des Herrn Dr. Liboschitz. Der Strunk dieses Pilzes ist einem Baumstamme so ähnlich, daß der Autor ohne Anstand eine Rinde, Splint, Holz und Mark aufzufinden gewußt hat; und nicht allein den Pilzen mit Bestimmtheit im Reiche der Pflanzen einen Ort anweist, sondern sie auch mit *Recht* zu den vollkommenen Pflanzenbildungen rechnet. So einleuchtend einem Jeden der Beschreibung nach zu urtheilen diese Äusserungen des Autors scheinen mögen, so könnte dennoch sehr viel eingewendet werden, wenn wir uns die Mühe nehmen würden, diesen Gegenstand genauer zu betrachten. Zwar will der Autor dem Titel nach nur eine Beschreibung des Pilzes geben; er hätte aber bey einem für die Physiologie der Pflanzen so wichtigen Gegenstande einige ausführliche Bemerkungen hinzufügen können, die ein größeres Licht in diesem Fache verbreitet hätten. Schon ist es auffallend, daß von diesem Pilze in einer Sandsteppe *nur ein Exemplar* gefunden worden ist, und der Autor hätte daher einige nähere Nachricht über seinen Standort geben sollen, um daraus etwas über seine Entste-

hung folgern zu können. Der Recensent will nun zum wesentlichen Inhalt dieser Pflanze sich wenden. Der Autor spricht mit einer vollkommenen Bestimmtheit von Rinde, Splint, Holz und Mark, so daß Niemand bey-Durchlesung seiner Beschreibung nur den mindesten Zweifel über ihr Daseyn hegen kann; warum zeigte Hr. L. nicht die Organisation eines jeden dieser Theile an? ist ihr Bau eben derselbe wie bey den übrigen Bäumen, oder ist er verschieden? sind sie aus fibrösen Röhren, Spiral-Gefäßen, Treppengängen, Ringen, bloßem Zellgewebe oder Faserbündeln zusammengesetzt? warum erklärt sich Hr. L. nicht deutlich, was er unter Rinde, Splint etc. versteht?

Die Entdeckung der Gefäße in den Pilzen würde allerdings in der Physiologie der Pflanzen Epoche machen, und der Autor glaubt, es fände in seinem Dendromycis ein Kreislauf Statt; er hält es aber nicht der Mühe werth, uns zu sagen, wie er diese Entdeckung gemacht hat, wie dieser Kreislauf geschehe, und vermittelt welcher Gefäße der Saft in seinem Baumpilz circulire. Endlich endete Hr. L. seine Beschreibung mit einem Ausfalle gegen die Hypothesen, durch welche die Entstehung der Pilze auf verschiedenen Wegen erklärt wird; er meint: sie wären alle unnütz und überflüssig, und hindern nur, anstatt zu befördern, den Fortgang der Physiologie der Pflanzen; und dennoch gibt der Autor keine andere genugthuende Aufschlüsse über diesen so wichtigen Gegenstand. Übrigens ist das Ganze mit vielem Fleiß gearbeitet, und verdient die Aufmerksamkeit aller Botaniker und Pflanzen-Physiologen.

T.

P o l i t i k.

Blick auf die neuesten Zeit- und Flugschriften.
(Fortsetzung.)

Der Krieg des Jahres 1813 historisch beleuchtet.
Wien 1813, in der Rehm'schen Buchhandlung,
19 Seiten.

Der Verf. dieser Schrift will beweisen, „daß kein Kampf je schöner und für edlere Zwecke mit gewaltigerem Kraftaufwande geführt worden ist, und daß wohl nie einer Statt fand, der die Menschheit in ihren menschlichsten Bestrebungen weniger gefährdet hätte, und worin die Vertheidiger der gerechten Sache sich gegründeteren Hoffnungen überlassen durften.“ Zu dem Ende wirft er einen Blick auf die Geschichte des Krieges, und theilt diesen, in Ansehung des Zweckes ein: a) in *Unterdrückungskrieg*, wie ihn die asiatischen De-

spoten führten, b) *Fehdekrieg* der Mächtigen im Mittelalter. c) *Völkerkrieg* nach gewissen allgemein verbreiteten Ideen und Ansichten seit dem 15. und 16. Jahrhundert. d) *Vergrößerungskriege* der Römer, zum Theil der Lacedämonier und der Franzosen unter Ludwig XI. und XIV. e) *Religionskriege*. f) *Kriege für politische Freyheit und gerechte Verfassungen*. g) *Kriege für die Freyheit des ganzen Welttheils in der Unabhängigkeit seiner Bestandtheile*.“ Für dieses sehr hohe Ziel der europäischen Freyheit, sagt der Verf. S. 14, und insbesondere für die mit der Freyheit des Ganzen so nah verwandte Unabhängigkeit Deutschlands, ward in dem Verlaufe der letzten Jahrhunderte oft und lange gekämpft: vor allen aber hat *Oesterreich* manchen harten und ruhmvollen Kampf dafür bestanden: Oesterreich, ein Staat, der so wie er durch die weit eingreifende Lage seiner Länder in jeden bedeutenden Krieg Europa's verwickelt worden, durch die Redlichkeit, Weisheit und Menschenfreundlichkeit seiner Beherrscher das Glück und die Würde gehabt hat, *fast jederzeit die beste Sache auf edle Weise zu verfechten*. Zuletzt macht der Verf. die Anwendung auf den gegenwärtigen Krieg. Er spricht mehr zum Verstande, als zum Gefühle; mehr von der Vergangenheit als von der Gegenwart, mehr im Allgemeinen als in einer gewissen Ausführlichkeit.

Nemesis. 1814. 126 S. in 8. Ohne Angabe des Verfassers und Druckorts. Ne putent principes, praesenti immania etiam futurorum saeculorum memoriam se effugere posse. Tacit.

Unter dem anspruchlosen Gewande, in welchem diese Schrift in's Publikum tritt, wird man keineswegs den lehrreichen und gehaltvollen Inhalt vermuthen, der dieselbe nebst einer seltenen Klarheit, Ordnung und Eleganz der Gedanken und des Vortrags auszeichnet. Wenn aber auch der Titel unterlassen hat, uns mit dem wahren Zweck des Verfs. bekannt zu machen, so lassen uns hierüber die ersten Zeilen des Vorwortes nicht lange in Ungewißheit. „In einer sturmvollen Zeit, wo unterjochte Völker aufstehen gegen fremde tyrannische Gewalt, da ist es vielleicht kein unfruchtbares Beginnen, die Ursachen zu zeigen, warum gestritten wird, zu zeigen, wie die ungerechte Herrschaft sich allmählig erweitert, wie sie gewachsen zum ungeheuern Koloss und aller Völker Freyheit zu verschlingen gedroht.“ Daß der Verf. die Aufgabe vollkommen gelöst habe, daß sein Gemälde mit richtiger und unparteyischer Ansicht der Vergangenheit und Gegenwart, mit Geist und Muth in lebendigen Zügen entworfen sey, wird

der aufmerksame und sachkundige Leser nicht läugnen. Das Werk liefert die klarste und bündigste Übersicht der Ursachen, warum sich die Verhältnisse der Staaten von Europa so und nicht anders gestalten konnten, und verdient vorzüglich von allen jenen Zeitgenossen sorgfältig aufgefaßt zu werden, deren Beruf es nicht war, sich durch ein sorgfältiges Studium der Zeitereignisse und ihrer Wechselwirkung in eine deutliche Kenntniß der Geschichte unserer Tage zu versetzen. Wir wollen den Faden des Werks, und den Ideengang des Verfassers in Kürze verfolgen.

Allen Verhandlungen der europäischen Nationen vor der Zeit der franz. Revolution lag die Idee des *politischen Gleichgewichts* zum Grunde, eine Idee, die wieder aus dem Anblick der natürlichen Weltordnung, aus den unumstößlichen Gesetzen der Natur abstrahirt, und auf die Verhältnisse der Staaten gegeneinander, abgesehen von der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit ihrer individuellen innern Einrichtung angewendet wurde. Alle Kriege, die seit der Reformation in Europa geführt wurden, hatten keinen andern Zweck, als dieses System aufrecht zu erhalten. „Der in die Brust jedes Menschen gepflanzte unbesiegbare Trieb nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit; die hohe Liebe zum Vaterlande, die freywillig und gern auch das Theuerste opfert, wenn es die Erhaltung des höchsten Guts der Nationen, die Freyheit gilt“; die beständig rege Eifersucht der Machthaber waren das Palladium gegen jede Störung dieses Gleichgewichtes der Staaten durch das Übergewicht eines Einzelnen. Das System war das Product eines höhern Grades politischer Kultur, zu welcher die Völker aus dem anfänglich rohen Zustande wechselseitiger Feindseligkeiten und Unterdrückungen gelangt waren; — es mußte sich mit der steigenden Kultur ausbilden und vervollkommen; und da die Erfahrung gelehrt hatte, daß nur bey dem fortdauernden Bestehen desselben ein freyes Ansehen, eine ungehinderte Regsamkeit der Nationen und jedes Volksbestandtheils denkbar, ja daß die Existenz der kleinern Staaten, die in der europäischen Völkerrepublik so wichtig sind, daran als einer *conditio sine qua non* gebunden sey; so mußte nothwendig die Zerstörung des Gleichgewichts unter den Staaten auch, mit dem Untergange des rechtlichen Verhältnisses und freyen Nebeneinanderbestehens der Völker, den Rückgang der Kultur, und das Zurückschreiten zur Barbarey zur nothwendigen Folge haben.

„Das System des politischen Gleichgewichts“, (vorzüglich unterstützt durch die Seestaaten und den thätigen Antheil, den England an allen Verhältnissen des festen Landes nahm,) „erhielt sich durch alle Stürme der Zeit, zwar oft erschüttert,

doch nie zerstört, durch drey volle Jahrhunderte, und war die Schutzwehr aller schwächern Staaten.“ Doch das oft gerüttelte Gebäude der europäischen Republik beurkundete bald das Schicksal aller menschlichen Institute. Das Räderwerk der großen Maschine war durch die Länge der Zeit abgenützt, weil die nöthige Sorgfalt auf seine Erhaltung erschlapft war; die Eifersucht, welche bisher die Nationen in beständiger Aufmerksamkeit auf das Wachsthum eines oder des andern Nachbarstaates erhalten hatte, war durch eine lange Ruhezeit geschwächt; die Bande locker geworden, die bisher das Gebäude zusammengehalten hatten: es war daher um so weniger im Stande dem unerwarteten, nur von wenigen vorhergesehenen, aber um so heftigern Stofs Widerstand zu leisten, der durch die französische Revolution gegen das alte, in seinen Grundfesten bereits baufällige System des politischen Gleichgewichts geführt wurde. „Ein Zusammenfluß außerordentlicher Umstände, sagt der Verf., herbegeführt durch den Kleinmuth und die Kurzsichtigkeit der Nationen; der kriegerische Geist, den die Revolution dem franz. Volke einflößte, die daraus hervorgegangene krampfhaftige Spannung aller Nationalkräfte; die Siege, die eine nothwendige Folge davon waren, und vorzüglich der feste, nichts scheuende Despotenwille des Beherrschers von Frankreich zersprengten es endlich in unsern Tagen gänzlich“, und zwangen es einem andern Systeme Platz zu machen, das durch Frankreichs Übergewicht gegründet, in der französischen Kunstsprache den Namen des *Föderativ-*, durch deutsche Dilettanten der neuen Propaganda den Namen des *Gravitationsystems* erhielt, eigentlich aber Principat- oder Unterjochungssystem genannt werden sollte.

Damit aber dem militärischen Oberherrn das Werk desto leichter gelingen könne, was dem vierzehnten Ludwig bey Anstrengung aller Kräfte nicht gelingen wollte; waren französische Zeitungen und Emissäre, Schriftsteller und Redner bemüht, das Gleichgewichtssystem als ein Hirngespinnst gutmüthiger Schwärmer, als die Ursache aller Kriege und alles die Staaten drückenden Übels, als einen gefährlichen Traum zu verschreyen und zu verwerfen, und dagegen das Föderativsystem, die Vereinigung aller Staaten unter der allmächtigen Leitung und dem Schutze eines Principatstaates anzupreisen, und als das einzige Mittel auszuweisen, durch welches ein ewiger Friede (des Grabes?) erreichbar würde. Deutsche Schriftsteller und aberwitzige Zeitschriften erman gelten nicht zur weitem Ausarbeitung und Popularisirung dieser schönen, die Welt beglückenden Ideen geschäftig die Hand zu bieten, und durch

kräftige Ausfälle auf die sogenannten *Oceanokraten* bestens zu unterstützen. Wie herrlich das Werk der Propaganda der Sklavenapostel gediehen sey, braucht wohl hier nicht weiter erwähnt zu werden.

In diesem Geiste ist der eine Theil bis zur S. 42 des vorliegenden Werkes abgefaßt. Vorzüglich schön ist die Vergleichung, die S. 33 u. f. zwischen dem Systeme des politischen Gleichgewichts und jenem der Gravitation gemacht wird; treffend und wahr das Gemälde, das der Verf. von den zerstörenden Folgen des Letztern, sowohl für den Prinzipatstaat, als für die Bundesvölker entwirft. Die lehrreiche und triftige Durchführung der Streitfrage über die Realität und die Vorzüge des politischen Gleichgewichtssystems muß S. 11 u. f. im Werke selbst nachgelesen werden. Siegreich besteht der Verf. den Kampf gegen alle Einwendungen, die Bosheit, Unwissenheit, französische Afertheit und die deutschen Vaterlandsverräther unserer Zeit zu Tage förderten; und seine feste männliche Erklärung S. 32 muß ihm die Achtung aller Freunde der Wahrheit versichern. „Allerdings erschien das System mangelhaft und unvollkommen, nach den Regeln einer strengen Theorie beurtheilt; befriedigte nicht immer vollkommen die Zwecke, welche man durch dasselbe zu erreichen hoffte; aber gewiß war es das beste, das vollkommenste System, dessen ein so mangelhafter Zustand, als das Verhältniß der europäischen Staaten ihn darbot, fähig war.“ Den größten Triumph erhält der Verfasser, und mit ihm die solange beleidigten und verhöhnten Rechte der Menschheit durch die feyerliche Erklärung des französischen Sprechers im Senate (December v. J.) „Der Feind wird nicht dieß schöne Reich zerreißen wollen, das selbst zum Vortheile seiner Nachbarn stets ein beträchtliches Gewicht in die Wagschale von Europa gelegt hat.“ Um das Maß der Widersprüche voll zu machen, sucht dasselbe Frankreich Trost und Beruhigung gegen die siegbaren Fortschritte der gemißhandelten Völker in dem Gleichgewichtsprincip, welches drey Monate vorher noch der Gegenstand seines Gespöttes war.

S. 45 u. f. führt der Verf. die Ursachen an, welche veranlaßten, „dafs der sonst freye Deutsche den Nacken unter das Joch der Franken bog“, und führt unserm Gedächtnisse deutlich, wahr und kräftig all den Jammer und das Wehe zurück, „was er litt unter dem fremden Eroberer.“ Die Geschichte der Kriege, welche auf die französische Revolution folgten, sind nebst den mannigfaltigen Anmassungen und Gewaltstreichen, die sich die franz. Staatsverwaltung bis zur allmählichen Unterjochung der meisten Staaten von Europa und bis zur beynahe gelungenen Gründung der Weltherr-

schaft erlaubte, auf eine bündige Art, mit historischer Unparteylichkeit, und im elegantesten Style bis zur S. 102 vorgetragen. „Die Vereinigung der Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und Elbe war jedoch die letzte Usurpation der unersättlichen Ländergier. Noch ein schwerer Kampf, und Europa ward frey, und Deutschland vor allem sah seine schmachvollen Ketten zerbrochen, und freute sich der Rückkehr eines bessern Tags. Das Jahr 1812 war es, das in den Jahrbüchern der europäischen Menschheit eine neue Epoche eröffnen sollte, der Wiederkehr der Freyheit und Selbstständigkeit, und des Sturzes des allgewaltigen Despoten.“ Nun folgen in gedrängter Kürze die wie ein reissender Strom vor unsern Augen vorübergehenden welthistorischen Begebenheiten des sonderbarsten Feldzugs, den die Geschichte seit der Völkerwanderung kennt; der Rückzug aus Rußland; die Verwandlung des polnischen Kriegs in einen deutschen; die Riesenschlachten von Leipzig; die Ereignisse bey Hanau; die Zertrümmerung des weiland Rhein-Bundes, bis zur Ankunft der Allirten am vaterländischen Rhein.

Endlich S. 116 herzerhebende Betrachtungen über die mühsam errungene Freyheit, Ermunterungen zur Ausdauer im heiligen Kampfe, und Vorschläge, durch welche Mafsregeln sich Deutschland gegen jede Erneuerung der kaum abgeworfenen Sklaverey verwahren könne; und nun schließt der Verf. mit den Worten: „Der Finger Gottes brach des Weltstürmers Macht, befreyte die Völker vom schwächlichen Joch, zum ewigen Zeugniß, dafs er die nicht verläßt, die sich selbst nicht verlassen!“

Rec. schließt diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs diese Schrift recht viele Leser finden möge; denn nicht genug kann sie zur allgemeinen Beherzigung empfohlen werden.

Deutschlands Gefahren und Hoffnungen. An Germaniens Jugend, von *Friedrich Jakobs* etc. Gotha in der *Becker'schen* Buchhandlung 1813. 46 S. in 8. Zweyte verbesserte mit einer Zugabe vermehrte Auflage. *Summum crede nefas animam praeferre pudori et propter vitam vivendi perdere causas.* Juvenal.

Das von dem geistreichen und gelehrten Verf. auf eine vortreffliche und kraftvolle Art durchgeführte Thema liegt in der Aufschrift des Werkes. Er beginnt mit einem Gemälde von Frankreichs Zustande zur Zeit seiner Umgestaltung vor 25 Jahren; eine Epoche, bey welcher alle Schrif-

ten über die dermalige Lage von Europa anfangen müssen. In einer schönen Sprache wird zuerst von S. 4—12 die trugvolle, verabscheuungswürdige Revolution mit allen ihren schrecklichen Folgen für die Nachbarstaaten, vorzüglich für Deutschland kurz und bündig geschildert; der allenthalben verbreitete Freyheitsschwindel, welcher selbst England anzustecken drohte, machte Mafsregeln der Regenten nöthig, sich gegen die Anmassungen und die Propaganda der entschiedenen Feinde alles Königthums zu verwahren; verwüstende Kriege waren die unvermeidliche Folge, die sich nach den unerhörtesten, den kommenden Geschlechtern ungläublich scheinenden Gewaltstreichen gegen die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Staaten in die fortschreitende Unterjochung der meisten Völker von Europa auflösten. Sklavensinn im Inneren von Frankreich, und dem erwachsenen Kolofs des franz. Reichs, Despotenwuth gegen alle Umgebungen waren die Begleiter des auf den Trümmern des Königthums und der ephemeren Republik errichteten Kaiserthrons.

Ganz einverstanden ist Rec. mit der Behauptung, die von so vielen nicht erkannt wird, daß die Revolution noch nicht geendigt, daß sie am wenigsten durch den gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs beendigt worden sey. „Die Krämpfe der Revolution sind nicht sowohl gestillt, als versetzt; und wenn Frankreichs tapfere Jugend nicht mehr den Boden ihres Vaterlandes trinkt, so ist sie dafür verurtheilt, ohne Gewinn für das Land, das sie gebär, in fremden Klimaten zu bluten, und den Hals gegen ein stolzes und gewalthätiges Regiment zu allen Völkern zu tragen. Es mag seyn, daß die willkürlichen Schrecknisse der Revolution innerhalb Frankreich aufgehört haben; (?) aber es ist gewiß keine Paradoxie, wenn man behauptet, daß sie in einer veränderten Gestalt und mit verjüngter Kraft ihren Lauf in andern Ländern fortgesetzt hat, deren einzige Schuld vielleicht war, die Gräuel der philosophischen Räuber und Mörder nicht innig genug verabscheuet, und ihre gleifsnerischen Anerbietungen nicht kräftig genug von sich gestossen zu haben.“ — Erfreulich ist es für den Forscher der Geschichte und den Beobachter des Ganges der Weltordnung, in den gegenwärtigen Ereignissen die ewigen Gesetze der Natur neuerdings bekräftigt zu erblicken. Die Revolution kehrt nach ihrem Kreislauf durch alle Staaten von Europa wieder zu dem Herde zurück, von welchem der erste Funke zu dem mehr als zwanzigjährigen Brande ausgegangen ist.

Nachdem uns der Verf. mit dem Volke bekannt gemacht hat, das sich zur Normalnation von Europa aufwerfen wollte, entwickelt er S. 13—21 die aus dem fortdauernden Terrorismus Frankreichs fließenden Gefahren für Deutschland. Jeder Funke für Freyheitssinn mußte in den deutschen Gemüthern, die Blüthe seiner Jugend, sein Wohlstand, seine Verfassung, seine Gesetze, seine Selbstständigkeit, seine herrliche Kultur, seine Sitten, sein Charakter, seine Sprache, seine Denkfreyheit, seine ganze Volksthümlichkeit mußte vertilgt und gegen eine fremde ausgetauscht werden, um Deutschland zur schimpflichsten unauflösbaren Sklaverey zu erniedrigen. „So wird jede bessere Kraft gelähmt, und diese Lähmung wird zur Natur. Die *verleumdete* Wahrheit entweicht und macht der Lüge Raum; *gefährliche* Tugenden werden abgelegt; der *verspottete* Heroismus der Vaterlandsliebe schlummert ein.“

Die Parallele zwischen dem gebietenden und dem unterdrückten Volke in allen Beziehungen ihrer Individualität muß den tiefsten Unwillen erregen, und das Gemüth zum innigsten Dank gegen die Vorsehung erheben, die solche verderbliche Anmassungen vereitelte.

Aus dem Gewinn, den die wiedergeborne europäische Welt, freylich wider Willen der Urheber der Staatsumwälzungen, in diesen verhängnisvollen Zeiten geerntet hat, und noch ernten wird, ergeben sich von selbst Deutschlands Hoffnungen, die der Verf. von S. 25—28 entwickelt. Sie liegen in den vortrefflichen sittlichen und geistigen Anlagen des geretteten deutschen Volks, in seiner weitvorgesrittenen und richtig begründeten Ausbildung; in dem großen Umschwung, den sein Charakter und seine Kultur durch die neuesten Erscheinungen erhalten hat; in dem engen Bande, das nun sowohl unter den deutschen Völkern, als unter den Fürsten und ihrem Volke geknüpft ist. Möge eine zukünftige, wohlgeordnete, dem Geiste germanischer Völker gemäße Verfassung die *Einheit* der deutschen Nation begründen, und die Hoffnungen des biedern und gelehrten Verfs., welche die Erwartungen des germanischen Volkes aussprechen, in Erfüllung bringen! Der neuen, in demselben Jahre erschienenen Ausgabe dieser Schrift ist von S. 33—46 eine herrliche, kräftige Zugabe beygefügt, unter der Aufschrift: *Anrede eines Thüringers an seine Landsleute*, die auch noch gegenwärtig von allen Deutschen beherzigt zu werden verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)